

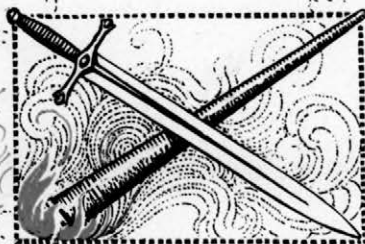
Der europäische Krieg

und der Weltkrieg
historische Darstellung
der Kriegsergebnisse von 1914-15

Von

Andreas Hemberger

Mit vielen Illustrationen, Karten und Plänen



A. Hartleben's Verlag

Wien und Leipzig

(Alle Rechte, auch das der Übersetzung vorbehalten)

A. Hartleben's

Bibliothek der Sprachenkunde

Die Sammlung umfaßt heute
114 Bände, gebdn. à 2K 20h = 2M.

Grammatiken.

Ägyptisch Vulgär-Arabisch. Von Dr. A. Durr. 2. Aufl. (41)
 Albanisch. Von Dr. M. Lambertz und Dr. Georg Polnests. (107)
 Altenglisch (Angelsächsisch). Von E. Sobol. (69)
 Altfranzösisch. Von Dr. E. Nonnemann. (61)
 Altgriechisch. V. W. Schreiber. 2. Aufl. (35)
 Annamitisch. Von A. Durr. (42)
 Arabisch. V. B. Manassewitsch. 4. Aufl. (33)
 Arabisch, siehe auch Ägyptisch-Arabisch
 Armenisch. Von K. Kains. (35)
 Ostarmenisch. Von A. Durr. (103)
 Assyrische Sprachlehre und Keilschriftkunde. Von J. Rosenbergs. (66)
 Böhmisches. Von Prof. K. Kunz. 9. Aufl. (8)
 Bulgarisch. Von Fr. Vymazal. 3. Aufl. (9)
 Chinesisch. Von K. Kains. 2. Aufl. (32)
 Dänisch. Von J. C. Poestion. 3. Aufl. (15)
 Deutsch-Südwestafrikas Hauptgespräche. Von A. Seidel. 2. Aufl. (37)
 Englisch. Von R. Clairbrook. 7. Aufl. (1)
 Englisch. (Für Kaufleute.) Von A. Seidel. 2. Aufl. (44)
 Esperanto. Von J. Schröder. 2. Aufl. (88)
 Finnisch. Von M. Wellwill. 2. Aufl. (30)
 Französisch. Von L. Schmidt-Branchez. 5. Aufl. (2)
 Französisch für Post und Telegraphenbeamte. Von H. v. Ziliox. 6. Aufl. (27)
 Französisch für Postkurse. Von Dr. H. Czich. (111)
 Französisch (Für Kaufleute.) Von A. Seidel. 2. Aufl. (45)
 Georgische (Grusinische) Sprachlehre. Von A. Durr. (81)
 Grammatica francese. (Franz. Gramm. f. Italiener.) Von S. Perock. (62)
 Hausanisch. Von E. C. Maré. (70)
 Hebräisch. V. B. Manassewitsch. 3. Aufl. (17)
 Hebräische Konversations-Grammatik. V. J. Rosenbergs. (58)
 Hindustani. Von A. Seidel. (40)
 Holländisch. Von D. Hoek. 3. Aufl. (14)
 Italienisch. Von L. Fornazari Edl. von Verce. 8. Aufl. (5)

Italienisch. (Speziell f. Kaufleute.) Von J. Oberaler. (45)
 Italienische Grammatik. Nach neuer Methode. Von H. Krieg. (76)
 Japanische Schriftsprache. Von A. Seidel. (83)
 Japanische Umgangssprache. Von A. Seidel. 3. Aufl. (24)
 Javanisch. Von Dr. H. Rohatta. (39)
 Kapholländische Sprache (Burensprache). Von Dr. phil. N. Marais-Hoogenhout. (84)
 Kleinarussisch (Ruthenisch). Von M. Mitrofanowitsch. (36)
 Kroatisch. Von M. E. Mula. 5. Auflage. (46)
 Lateinisch. Von Dr. H. Yerner. 8. Aufl. (18)
 Lettisch. Von H. Brentano. (34)
 Magyarische Sprachlehre. Von E. Krebs. (60)
 Malayisch. Von A. Seidel. 2. Aufl. (34)
 Mittelhochdeutsch. Von K. Kains. (43)
 Neugriechisch. Von E. Wied. 4. Aufl. (11)
 Neupersisch. Von A. Seidel. 2. Auflage. (36)
 Neuyrische Schrift- und Umgangssprache. Von J. Rosenbergs. 2. Aufl. (77)
 Norwegisch. Von J. C. Poestion. 3. Aufl. (28)
 Norwegisches Lesebuch. Von J. C. Poestion. (74)
 Panstengraphie. Stenographie für alle Sprachen. Von A. Durr. (75)
 Phönische Sprachelehre und Epigraphik. Von J. Rosenbergs. (92)
 Polnisch. Von B. Manassewitsch. 5. Aufl. (7)
 Portugiesisch. Von Dr. phil. F. Boock-Arkosty. 3. Aufl. (10)
 Rumänisch. Von Th. Wechsler. 4. Aufl. (21)
 Russisch. Von B. Manassewitsch. 6. Aufl. (4)
 Sprache Russen. (Russische Grammatik für Franzosen.) Von L. Lemonnier. (3)
 Samaritanische Sprache und Literatur. Von J. Rosenbergs. (71)
 Samoanisch. Von H. Neffen. (79)
 Sanskrit-Sprache. Von Dr. phil. Rich. Pich. 3. Aufl. (33)
 Schwedisch. Von J. C. Poestion. 3. Aufl. (19)
 Serbisch-Kroatisch. Von M. E. Mula. 5. Aufl. (13)
 Siamesisch. Von Dr. J. F. Werhovens. (38)
 Slavische Sprachen. Vergleichende Grammatik. Von V. Hrušy. (95)
 Slowakisch. Von G. Markall. 2. Aufl. (24)

Slowenisch. Von C. J. Petnik. 4. Aufl. (81)
 Spanisch. Von J. M. Avales de Lima und Dr. phil. F. Boock-Arkosty. 5. Aufl. (5)
 Spanische Konversations-sprache. Von J. L. Garcia de Luna und Dr. E. Hoencher. (53)
 Suaheli-Sprache. Von A. Seidel. 2. Aufl. (32)
 Syrisch-Arabisch. Von A. Seidel. (47)
 Tschechische Sprachlehre. Von Dr. Jan. Möglinich. (113)
 Türkisch. V. K. Wied. 4. Aufl. (15)
 Ukrainische Grammatik. Von Dr. Wajsz Symonicki. (114)
 Ungarisch. V. F. Görg. 3. Aufl. (6)
 Ungarische Grammatik. Für Kaufleute. Von F. Görg. (52)
 Ungarisches Lesebuch. Von F. Görg. (87)
 Volapük. Von J. Lott. (13)
 Vulgär-Arabisch, s. Ägyptisch.

Briefsteller, Chrestomathien, Konversationsbücher.
 Französischer Briefsteller für den Auslandsverkehr der Postämter. Von R. v. Ziliox. (64)
 Russisch-deutsche Handels-Korrespondenz. V. L. A. Haugf. (56)
 Englische Chrestomathie. Von Dr. H. Rohatta. (49)
 Neugriechische Chrestomathie. Von A. Seidel. (50)
 Deutsch-schwedische Brief- u. Konversationschule. Von K. Wied. (55)
 Deutsch-serbische Konversationsbuch. Von J. V. Popowicz. 2. Aufl. (67)
 Praktisches Lehrbuch der modernen französischen, deutschen und rumänischen Konversation. Von A. Frank. (57)
 Konversationsbuch in 3 Sprachen: Deutsch, Französisch, Chinesisch. Von Helich Chl Tschong. (82)

Deutsche Grammatiken.

Deutsch für Deutsche und Ausländer. Von K. Wied. 2. Aufl. (35)
 Schwierigkeiten der Deutschen Sprache. Von A. Seidel. (104)
 Deutsche Sprache f. Böhmen. Von R. Jitík und F. Srogy. (80)
 Deutsche Sprache f. Kroaten. Von A. Knežević. (108)

Deutsche Sprache für Niederländer. Von F. F. Augustin. (101)
 Deutsche Sprache für Polen. Von W. Szaszinski. (78)
 Deutsche Sprache für Ungarn. Von F. Görg. (59)
 Deutsche Sprache für Russen. Von W. Szaszinski. (57)
 Deutsche Sprache für Kroaten. Von F. Görg. (59)
 German Grammatic. (Deutsch für Engländer.) Von A. Seidel. (91)
 Grammaire Allemande (Deutsch für Franzosen.) Von A. Seidel. (90)
 Gramática de la lengua alemana. (Deutsch für Spanier.) Von L. Jendres. (93)
 Grammatica tedesca. (Deutsch für Italiener.) Von S. Perock. (54)

Wörterbücher.

Allgemeines Fremdwörterbuch. Von K. E. Schwimmer. (89)
 Böhmisches-deutsches Wörterbuch. Von E. Moravec. (10)
 Deutsch-böhmische Wörterbuch. Von E. Moravec. (109)
 Deutsch-kroatische Wörterbuch. Von J. Marak. (68)
 Deutsch-persische Konversations-Wörterbuch. Von Dr. F. Sittler. (112)
 Deutsch-russische Wörterbuch. Von K. Andrejev. (72)
 Deutsch-serbische Wörterbuch. Von F. Jovanovic. (99)
 Deutsch-slovenische Wörterbuch. Von F. Kranaric. (85)
 Deutsch-ungarische Wörterbuch. Von F. Görg. (105)
 Kroatisch-deutsches Wörterbuch. Von J. Marak. (65)
 Russisch-deutsches Wörterbuch. Von K. Andrejev. (73)
 Serbisch-deutsches Wörterbuch. Von F. Jovanovic. (100)
 Slovenisch-deutsches Wörterbuch. Von F. Kranaric. (96)
 Systematisches Wörterbuch der englischen Sprache. Von A. Seidel. (86)
 Systematisches Wörterbuch der französischen Sprache. Von A. Seidel. (85)
 Systematisches Wörterbuch der italienischen Umgangssprache. Von G. La Postolker. (97)
 Türkisch-Arabisch-Deutsches Wörterbuch. Von F. Ashan und K. A. Radspieler. (102)
 Ungarisch-deutsches Wörterbuch. Von F. Görg. (106)
 Die Zahl in Parenthese (106) nennt den Teil der Sammlung.

Jeder Band kostet gebunden 2K 20h = 2 Mark

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen aus:

:: A. Hartleben's Verlag in Wien und Leipzig ::

dann jedoch schwärmen sie aus, sobald sie in den Bereich der französischen Gewehre und der besonders gegen sie angefertigten Maschinengewehre kommen, und steigen immer höher. Hier aber sind sie nur einige hundert Meter über dem Boden; wenn sie sicher sein wollen, müssen sie zehnmal höher fliegen. Es sind alleamt „Tauben“, Emdeder, in Metall und Zeug blau gestrichen, um möglichst wenig vom Himmel abzuflehen. Sie fliegen nach Süden, diese menschlichen Zugvögel, vielleicht jurren sie über die Kampflinie dahin nach der „Lichtstadt“, lassen auf Paris ihre Geschosse fallen; es ist der moderne Lichtsalut in dem Krieg mit diesen verbesserten Kampfmitteln.

Unser Wagen schnell die Hauptstraße von Crépy entlang. Es ist ein malerisch gelegenes Dorf, dessen Häuser in buchstäblichem Sinne des Wortes an die in Grün erstrahlenden Hügel angelehnt sind, auf denen das Obit so reichlich hängt, französische Birnen, weltberühmt, die nun auf den niedergezogenen Zweigen verkaufen, weil niemand da ist, um sie zu pflücken und sie zu verkaufen. Man kommt in Sicht, noch fern zwar, aber deutlich erkennbar daran, daß der schlanke Turm des Städtchens lertzengerade in die Luft ragt, während der Ort sich an einen Bergrücken anlehmt.

Wir fahren nun wohl eine Viertelstunde lang hinter einer deutschen Kolonne her: Manen, die Länge im Griff; einem Regiment Infanterie und vielem Feldgeschütz, wohl mehrere hundert Stück, jedes gefolgt von einem Prozkasten, auf dem in weiten Körben verpackt die Granaten in Reihen liegen, dann wenigstens ebenso viele Trokswagen und ein reichliches Dutzend Feldküchen, dampfend und rauchend wie eine Kleinbahn. Es wird während des Fahrens gekocht, und über dem Fahren wird gegessen, denn die Zeit

drängt, und es geht durch die Truppe im Aufmarsch eine nervöse Hast. Die straffen Züge der Offiziere sagen viel, obgleich der Mund schweigt, der Eilschritt der Truppe läßt nicht nach. Später, da wir wieder an den Straßenrand gedrängt sind, überholt uns im Galopp ein Zug Husaren, und nun wissen wir, daß wir uns auf einem Gelände befinden, wo die Ankunft von Verstärkungen erheht wird, wo Not an Mann zu sein scheint.

Die Abenddämmerung liegt schon lange über den Feldern, es dunkelt mehr und mehr. Als wir in Chauny einfahren, werden die Lichter an der stillen Dorfstraße angezündet. Der Anführer trägt eine Tschappa und macht seinen Umgang zu Fuß, ganz prosaisch ohne Lanze, dafür einen Stod mit einem Lichtchen in der Hand, so reitet er einher, und eine Laterne nach der anderen erglüht.

Ich fliege durchs Land mit einem besonderen Paß, einem kaiserlichen Freigeleit, daß ich mich bewegen mag in Deutschland, Belgien und Frankreich, soweit diese Länder von den Deutschen besetzt sind; unbehindert bin ich in meiner Aufgabe als Zeitungsmann. Es steht ausdrücklich auf meinem Paß, daß ich meine eigenen Wege ziehen darf und daß, wo immer und unter welchen Umständen ich mich befinden mag, die Militärbehörden mir jeglichen Widerstand haben abzugeben zu lassen. Ich habe das Altesstück persönlich in einer der deutschen Grenzgarantionen holen müssen; es ist eine unbeschränkte Vollmacht. Nur in einem Falle ist noch der Stempel des befehlührenden Armeekommandanten nötig; wenn ich in der Richtung der Kampflinie durchdringen will und unmittelbare Lebensgefahr besteht. Dagegen ist mir eine Erlaubnis auf den Weg mitgegeben, daß ich nichts vermerten möge,



Abteilung Kriegsfreiwilliger Bayern in München.

was geheim bleiben soll, und wenn mir etwas Derartiges zur Kenntnis gelangt, daß allein mein Sinn davon wissen darf, worüber ich dem General, der mir den Paß ausstellte, mein Ehrenwort geben mußte. Nun kommt mir das Altensüß gelegen, denn hier in Chauny, zehn Kilometer von Soissons, wo der Streit mit voller Wucht tobt, will die Kommandantur mich nicht durchlassen.

Es ist wirklich lebensgefährlich: zehn Minuten vorher haben wir telephonische Nachricht erhalten, daß ein Auto mit drei Offizieren an einem feinen Viertelstunde entfernten Punkt durch eine französische Streifwache beschossen worden ist; zwei der Insassen sind getötet worden, und nur durch eilige Flucht ist der Wagen wieder hieher gelangt. „Ich darf Sie unter diesen Umständen nicht gehen lassen, ich trage die Verantwortung, wenn etwas vorkommt“, sagte mir der Major vom Dienst. Unser Paß liegt vor ihm auf dem Tisch. Wir werden einbringlich, wir möchten unsere Reise fortsetzen. Der Major bleibt auf seiner Ablehnung, wir beharren auf unserem Gesuch. Vergebens. Da sagen wir die Parole. „Sie können gehen, und Gott behüte Sie!“, lautet der Bescheid, und einen Augenblick später fährt unser Fahrzeug vom Rathausplatz an einer ganzen Reihe von Fahrzeugen vorbei.

Außerhalb Chaunys bemerken wir auf der nassen, schleimigen Straße noch die Spuren von der Beschädigung des Offiziersautos: den aufgewühlten Boden, das Zeichen, daß der Wagen in aller Eile fehrtschmen mußte; doch wir fahren unbehelligt durch; wohl haben wir zweimal Schüsse auf einem Abstand von weniger als 50 Meter vernommen, allein die Schüssen liegen im Unterholz verdeckt, und wir beruhigen uns in dem Gedanken, daß es eine blinde Patrone war zur Warnung des Zivilisten, der so rücksichtslos ist, jetzt zwischen zwei „Wäldern“ hindurchzufahren.

Der Ort Soissons liegt an der Spitze des Dreiecks Chauny-Laon-Soissons: die verstärkte Stellung ist mittelmäßig, ein Bollwerk, das nicht gerade als Fort anzusprechen ist, wohl die stärkste Stellung in dieser Gegend, aber nicht so fest, daß für die Einnahme besondere Maßregeln nötig wären und eine ordentliche Berennung ins Werk gesetzt werden müßte.

Vor vier Tagen hatten die Deutschen sich des Platzes bemächtigt, waren dann wieder daraus verdrängt worden, nahmen ihn wieder ein, und nun standen sie, wie mir ein Gardeleutnant sagte, so klug da, wie zuvor.

Ich war einer der ersten, die von Maaftricht nach Lüttich auszogen, als die 42-Zentimeter-Geschütze die Stellung beschoßen; das Dröhnen der Schüsse war bis in den Norden der Provinz Limburg vernehmbar. In jenen Tagen glaubten wir, daß dies das schwerste sei, was unsere Ohren zu vernehmen glaubten, allein man stelle dem das Artilleriebuell gegenüber, das ich an dem Abend in Soissons hören konnte.

Es sind ganze Salven von Kanonen, deren 20 und mehr zu gleicher Zeit abfeuern und deren Gebrüll keinen Halt in der Luft findet, denn der Klang schwillt zu einem langanhaltenden Donner, der sich rollend die Buschländer entlang hinzieht und sich in einem endlosen Widerhall vermehrt, ungebunden wie das festliche Brausen einer stürmischen See. Denn es zieht über einen dahin wie ein Orkan. Noch ist es fern, kaum zu unterscheiden von der Artillerie des Feindes; man wird nur mitgenommen von dem, was man hört, und doch fühlt man sich so angepannt, es ist so felsam, so überwältigend, daß man den körperlichen Sinnen gewaltiam gebieten muß, um es beobachten zu können.

Soldaten haben erzählt, daß man mit einem Schläge betäubt wird, daß man nur mehr mechanisch arbeitet, während die Gedanken stillstehen, weil man durch den Eindrud überwältigt wird und nicht in der Lage ist, die Dinge in einen logischen Zusammenhang

zu bringen. Ich glaube es gern, ich muß mich selbst vergewissern, daß ich hier stehe, daß ich es bin, daß ich mich hier vor dem Zelte eines Unteroffiziers befinde, und daß um mich herum einige tausend Meter von hier die Geschütze in einemfort ihr mörderisches Werk verrichten. Jeder Stoß bedeutet die Vernichtung von so viel Menschenleben, jeder Ausbruch des Pulvers vermehrt den Verlust entsprechend. Ein Schuß bedeutet 100 Mann, zehn bedeuten 1000, hundert bedeuten 10.000 Feinde, die weggelegt sind, das ist der jetzige Krieg. Mathematisch geht alles richtig zu. Es werden Menschen niedergemäht, bis die Rechnung aufgeht.

Wagen voller Verwundeten ziehen am Feldlager vorbei, in der Richtung von Chauny. Das Blut tropft von der Karre herab, die weißen Rotterbände sind allesamt gefärbt. Die Gesichter der Betroffenen verzerrt. Allein sie klagen nicht, sie lassen sich durch die Geschiken vom Roten Kreuz wegführen, die alle zu Menschenkennern geworden sind und mit einem Blick die Verwundeten in „leicht“ und „schwer“ zu trennen wissen. Töblich ist nur ein Schuß durch den Kopf und in die Herzgegend. Alles, was weiterhin von „edlen Organen“ getroffen wird, hält den Schuß aus, je es durch einen Lungenflügel, je es ein Kehlshuß, je es durch einen Knochen, alles das gilt als leichte Verwundung. Und nur das Blei im Unterleib gehört zu den schweren Verletzungen, denn daraus entleert fast immer eine Infektion, und an einer Anstetung des Bauchfelles geht der Kämpfer in hundert Fällen gegen einen zugrunde.

Die ganze Nacht von Donnerstag auf Freitag ist bei Soissons gefämpft worden. Die Stadt selbst war völlig verlassen und lag da als natürliches Bollwerk zwischen den feindlichen Heeren, aus denen und über die hinweg hauptsächlich die Artillerie sich betätigte. In Gesellschaft eines Offiziers war ich gegen 3 Uhr quer über das Feld nach der Stellung der Geschütze gefahren. Sie war vom Lager aus nicht sichtbar. Sie befand sich in einer Linie von gewiß einer Stunde Weges, meißterhaft hinter einem Gehölz verborgen, und das Richten wurde dementsprechend von der Front aus mit Hilfe eines Feldtelefons befohlen, das seinerseits die Befehle aus dem Drahtwege aus einem Fesballon empfing. Letzterer war vor dem Gehölz und wußte die feindliche Stellung zu ermitteln. Entweder aus der Flamme, die jedesmal an der Mündung eines Geschützes sichtbar wurde, wenn es abgefeuert hatte, oder auch aus dem Schall des Schusses selbst. Auf solche Dinge sind die Artillerieoffiziere eingeübt. Sie lagen auf 100 Meter ganz genau, wo ein Geschütz steht, und zwar lediglich auf die Wahrnehmungen, die sie aus dem Schall der Klangfarbe des Knalles herleiten.

Wie so ganz anders, als die Phantasie sich den Krieg ausgemalt hat, erscheint hier die Wirklichkeit. Man erfährt diesen Krieg nicht, ebenso wenig wie ich dieses Gefecht mit das alleinige Soissons erfassen konnte. Es ist keine Handlung zu sehen, man merkt keinen Fortschritt, kein Sturmlaufen und keinen Abzug. Während der langen Stunden der Nacht bleibt alles so wie in den Stunden des Abends, das Donnern der Geschütze dauert fort und fort, das ist alles, nur der befehlführende General, der Mittelpunkt aller Drähte des ganzen Netzes, kennt den Gang der Dinge, überseht den Verlauf, eine Stunde, eine halbe Stunde, je nachdem im voraus, und wenn gegen 5 Uhr früh das Tagesgrauen beginnt, wenn die Wolkenränder vom dunkeln Grau in hellere Töne übergehen, erglänzend von einem noch nichtbaren Sonnenhimmer, wenn die Morgenröte über diesen Orten des Schretens erglänzt, dann erscheint bei uns ein Adjutant mit der Meldung, es sei hohe Zeit für uns, mit unserem Auto zurückzufahren, da binnen einer halben Stunde, vielleicht auch früher, der Vorstoß der feindlichen Infanterie zu erwarten sei. Darauf zog ich ab, die Stadt

hinter mir zurücklassend, um deren Besitz zwei Tage war, sondern nur mehr ein friedlicher Schutthaufen, war, sondern nur mehr ein friedlicher Schutthaufen, an sich ohne Wert, denn der Besitz ist eingebildet, es ist nur noch ein besetzter Punkt. Die Einwohner zählen nicht mehr mit, sie haben nichts mehr, sind bettelarm, kein Stein ihres Hauses steht mehr auf dem anderen, alles ist eingeschossen, niedergebrannt, geschleift, und aus dem Geröll kräuselt sich noch ein leichtes Rauchwölkchen davon auf, das allerletzte....

Man kann diese Schilderung nicht ohne tiefe Ergriessenheit lesen; man erhält hier das Bild des modernen Krieges mit allen seinen furchtbaren und entsetzlichen Begleiterscheinungen. Hören wir ferner, was ein deutscher Kriegsteilnehmer über seine Eindrücke in Belgien erzählt. Er schreibt unter anderem in den ersten Septembertagen:

Wieder einmal liegen wir fest, direkt unter den Lören Lüttichs und unmittelbar am Abhang eines fortgetrännten Berges, und warten auf das Einfahrtsignal. In der Nähe ein kleiner Ort: „Neu-Warmbrunn“, ehemals Chauvfontaines. Auf die Frage, wann es weitergehen werde, antwortet unser braver rheinischer Zugführer mit Achselzucken. Also Batteriebefehl: Eimer heraus und Pferde tränken — die Herren Gänse gehen bekanntlich den Herren Kanonieren und Fahrern vor —, dann großes Kaffeekochen in den dem Bahnhof nahegelegenen Wirtschaften und Hotels. Wie immer wird die Strede gerade im ungünstigsten Augenblick frei: wir müssen, mitten in unseren Vorbereitungen, alles liegen lassen und in unseren Zug klettern, der gemäßlich gegen Lüttich weiterrollt.

Auf der nächsten Station, einem Vorort Lüttichs, erreicht uns ein telephonischer Befehl der Linienkommandantur: die Abteilung geht nicht nach Brüssel, sondern nach Namur. Zunächst eine gewisse Enttäuschung: gar mancher hatte auf schöne, bequeme Wochen in der belgischen Hauptstadt gerechnet. Dann aber ein Stimmungsumschwung: desto besser! In Namur sind wir näher an der Kampffront! Und mancher tat den paradoxen, aber ehrlichen Stoßseufzer: Ein Glück, daß sich Maubeuge noch hält! Vielleicht erblüht schon dort uns kampfesuhngigen „Bombenschießern“ ein Siegelorbeer!

Wir lassen Lüttich seitab liegen und fahren durch die schwarzen Vorstädte der Arbeit, durch ein Labyrinth von Fabrikrohrleitungen, Hochöfen, Fördertürmen, Schmelztielen. Von den zerhöhlten Forts ist nichts zu sehen als hier und dort eine Zahnenanlage, aus grüner, mit Gebüsch maskierter Umwallung herausragend; aber ringsum starren festungssähnlich schwarze Schladenberge von ungeheuren Dimensionen mit riesigen Hebetranen auf der Höhe, finstere Talwälder, die von unseren Leuten für Forts mit demontierten Kanzentürmen gehalten werden. Man erwartet, daß in dieser Gegend auf unseren Zug geschossen wird, und ich füge eine Zeitlang auf der Probe des letzten Wagens, um den Zug zu überwachen. Alles bleibt jedoch ruhig.

Sald liegt das schwarze, ruhige Revier hinter uns; im wunderbaren Maastal geht es zwischen Matten und Hängen, zauberhaft schönen Parkanlagen, laststrotzenden Weiden mit friedlich weidenden Kindern hindurch. Nur hin und wieder erinnert eine verunlückte Lokomotive an der Böschung des Dammes, ein verlassener Schützengraben, ein demolierter Munitionswagen, ein ausgebranntes Schloß, ein verwüstetes Dorf an die herbe, eiserne Gegenwart. Eigenartig sehen die gepregelten Maasbrüden aus: sie sind nicht geborfen, getrennert: als hätte eine auf ihnen wuch-

tende Riesenfaut sie getnickt, so sentt sich, fast intakt, ihr sähes Betongefüge, mit den unverletzten Schienendändern obenau, nach der Mitte des Flusses zu ins Wasser; der Riß ist von den Wellen überflutet.

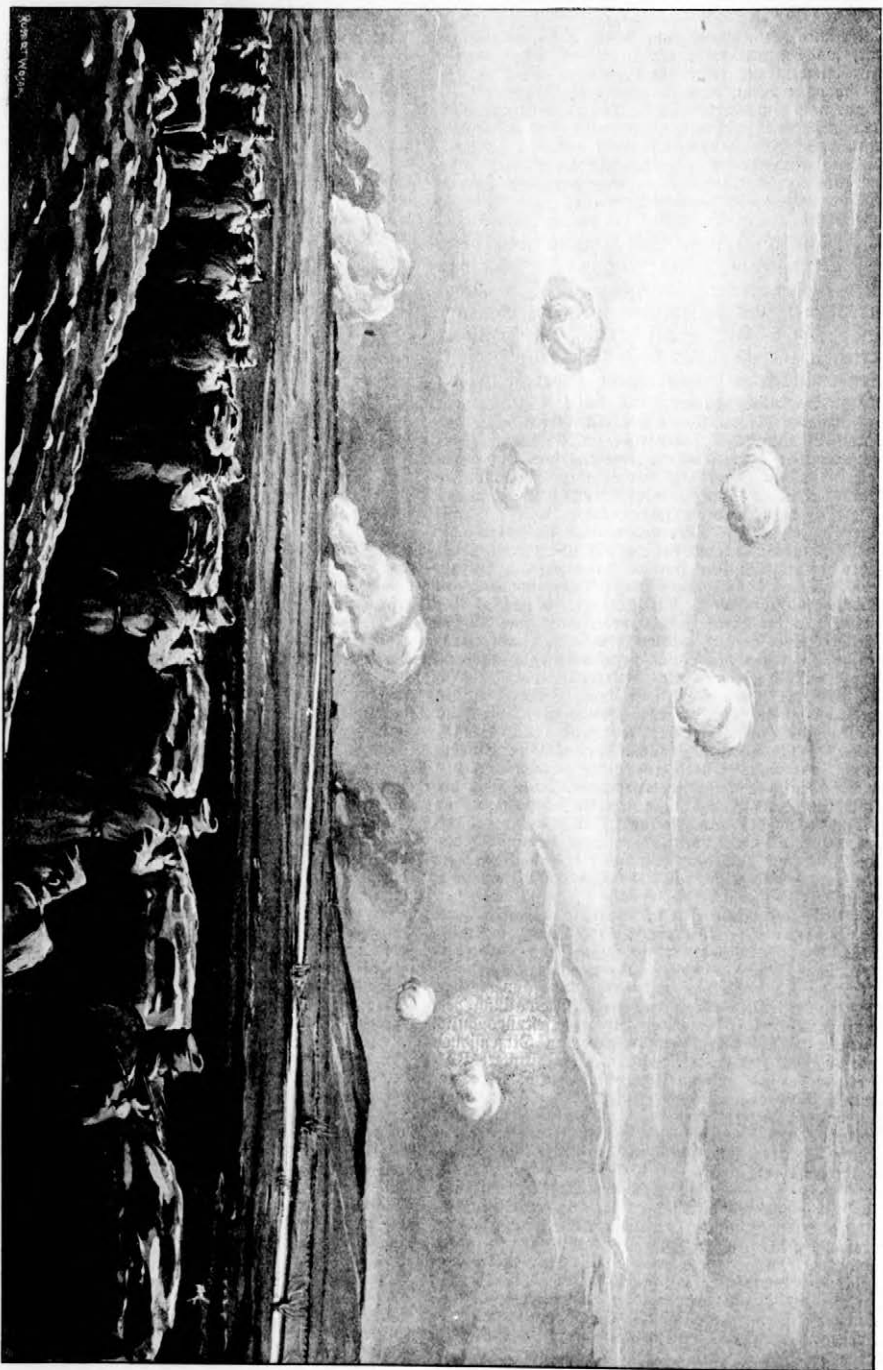
In Andenue ist die Verwüstung am schlimmsten. Ein ehemals prunvolles großes Schloß mit Säulenhalle und Kapelle und Nebengebäuden steht dicht an der Bahnstrede als schauerliche Ruine inmitten eines bunten Flors wunderbar gepflegter Blumenbeete, an denen der Krieg spurlos vorübergegangen ist. Unmittelbar an der dreiten Freitreppel leuchten noch weiße und gelbe und rote Rosen an den rauchgeschwärzten Mauern. Schräg gegenüber auf dem anderen Maasufer grüht aus grünen Parkanlagen heraus ein ähnlicher reicher Landhofs, der von der Not der Zeit nichts zu wissen scheint....

Unsere Truppe lag in Namur vier Stunden in der Bahnhofshalle, müde und hungrig, da wir alle, 170 an der Zahl, vom Batteriefeld bis zum letzten Gemeinen, den ganzen Tag nichts genossen hatten. Um 11 Uhr endlich konnten wir, total im Dunkeln, mit dem Ausladen beginnen. Dreieinhalb Stunden später war die Batterie in der Lancierskajerne untergebracht, und um 4 Uhr konnten im ersten fahlen Morgendämmen der Hauptmann und ich unser Quartier aufsuchen.

Namur.

Fürs erste durfte man sich nicht besser wünschen: wir sehen uns in einer leidlich beruhigten Stadt; die Abteilung lag in einer guten, modernen, nur leider sehr beschmutzten und in Unordnung geratenen Kajerne; das „Hotel“, in dem der Hauptmann und ich wohnten, war zwar bestenfalls ein Gasthof dritter oder vierter Güte, aber von anständigen, unverdächtigen Leuten geführt und daher ein verhältnismäßig sicherer Aufenthalt. Bei unserem Einzug in der ersten Nacht lag in der kleinen Gaststube im Erdgeschloß ein halbes Hundert schlafender Infanteristen auf dem Steinboden; wir mußten über sie hinwegklettern, um an das Büfett zu gelangen, wo, verschlafen und zerzaust, mit müden, verklärten Augen die Wirtsfrau saß, die es damals fertigbrachte, uns ein freundliches Gesicht zu zeigen. Unsere Zimmer erwiesen sich als eng, arm möbliert, völlig ungelüftet; aber da sich Bett und Waschtisch darin voranden, mußte man wohl zufrieden sein. Bedenklich war nur der Ausgang zu den Zimmern: ein wahrer Irrgarten von schmalen, dunklen Gängen, wackeligen Treppen und heimtückischen Stufen, so recht eine Ortlichkeit für hinterlistige Überfälle. Hätten nicht, wie gesagt, die Hausleute einen guten, einen sehr guten Eindruck gemacht, unseres Bleibens in dieser Vorkastlät wäre nicht lange gewesen. Aber wir überzeugten uns bald, daß die große Höflichkeit des Wirts und seiner Frau nicht von Falschheit differt, sondern ebenso ehrlich gemeint war wie der Gruß ihrer netten, grasziösen Kinder, meiner speziellen Freunde, die jedesmal, wenn ich die Gaststube passiere, mit komischem Ernst „Bonjour mon lieutenant!“ sagen.

Die Kajerne erwies sich als erstklassig; belgische Eilttruppen, die ter Lanciers und eine Selbstbatterie der 13. gemischten Brigade hatten hier gelegen, besser: reidiert. Es war ein eigentümlich melancholisches Gefühl, das mich beim Durchdreiten der verlassen Mannschafträume und Ställe beschlich. Leider waren die deutschen Truppen, die zuerst eingebrungen, nicht immer darauf bedacht gewesen, das, was hier an Wert lag, intakt zu erhalten. Wie tabellos diese bevorzugten belgischen Truppen in jeder Hinsicht ausgestattet gewesen waren, das war am besten aus dem Zustand der ziemlich unverlehrten Magazine und Kammern zu ersehen. Die Proviantmagazine waren mit reichen Vorräten angefüllt, die Bekleidungs- und Geschirrkammern aufs trefflichste ausgestattet.



W. W. W. W.

Die See vor modernen Seefischern: Ankerer wird von feindlicher Artillerie beschoßen.

Nach einer Originalzeichnung von H. Schöler

Natürlich verläßt man das Zimmer nie, ohne sich vorher der Selbstabspisole in der Tafel versichert zu haben, und nachts liegt die schwarze, stählerne Freundin handgerecht und schußbereit neben dem Kopfkissen. Berechtigte Vorichtsmahregeln, da einem großen Teile der Bevölkerung, vielleicht der Mehrheit, nicht zu trauen ist. Oft genug pfeifen nachts Kugeln durch die Straßen, oft genug begegnet man Blicken, in denen der Haß der Besiegten, der Schmerz um das gedehnte Land, die Trauer um gefallene oder süßlierte Angehörige heiß und unaussprechlich glüht. Nicht umsonst gehen so viele hundert Frauen in diesem Schwarz. Wenn Blitze töten könnten, so wären von der deutschen Besatzung des festen Plazes Kamur wohl nicht mehr viele am Leben!

Immerhin scheint sich die Stimmung der Bevölkerung unserem Militär gegenüber doch sehr gebessert zu haben. Viele der Einheimischen betrachten uns mit unvorhehlenem Bedauern; denn für sie steht als unumstößliche Gewißheit fest, daß wir nur hier in Belgien gestekt haben, auf allen anderen Fronten dagegen Niederlage um Niederlage erleiden und früher oder später von Engländern oder Russen aus dem Lande hinausgeworfen oder samt und sonders niedergemacht werden. So sehr steht das Volk noch immer unter dem Einfluß der französischen und englischen Liegenmeldungen. Wer dagegen redet, predigt tauben Ohren. Auch Dummheiten, wie die, daß die Flamen ein wilder, nomadischerer Volksstamm aus dem Osten des Reiches seien, sind bei vielen naiven Landesbewohnern nicht auszurotten, soviel Beweise ihrer Zahmheit und Gutmütigkeit unsere braven Lanzenreiter auch geben mögen.

Am Tage unserer Ankunft rauchten noch die abgebrannten, zum Teil völlig demolierten Häuserblöcke an der Place d'Armes und in der Nachbarschaft unserer Kaserne. Jetzt ist man dort mit der Bergung der Leichen beschäftigt, die noch in großen Mengen unter den Trümmern liegen sollen. Brandiger Geruch weht noch durch viele Straßen. In Wengien liegen noch Waffen und Uniformstücke herum. Die Stadt selbst weist nur an der Place d'Armes Spuren eines Kampfes auf; an einigen Stellen, so unmittelbar vor dem Bahnhof, haben deutsche Haubitzengehösse große Löcher in den Boden gerissen.

Wenig beschädigt ist die Zitadelle und die mit ihr eng verbundene alte Burg der Grafen von Flandern. Eine imponierende Anlage mit mächtigen Bastionen, Wällen von 40 Meter Dide, bedrohlichen Schießscharten mit gähnenden Geschoßmälern, das Ganze eine Symphonie in Grün und Grau und zweifellos mehr von landschaftlicher Schönheit als von militärischer Bedeutung. Eine bequeme Fahrstraße führt hinauf, reizvolle Promenadenwege ziehen sich um den ganzen Berg herum. Überall finden sich, sehr zum Nutzen unserer zahlreichen Wachtposten, Erläuterungstafeln mit viersprachiger Aufschrift: französisch, flämisch, englisch und deutsch. So erfährt man, daß die Türme der Grafenburg aus dem 16. Jahrhundert stammen und 1836 renoviert worden sind, daß die Kapelle unter Maria Theresias Regierung erbaut worden ist. Ich traf einen biederen Landwehrunteroffizier, von Zivilberuf Geschichtsprofessor, der auf diesem historischen Boden obnegleichen die schönsten Studien machen konnte und darüber ganz beglückt war. Stark gelitten haben im Bereich der Zitadelle nur die Briefstaubstation und die Anlage für drahtlose Telegraphie, deren Antennen von den Belgiern selbst vor unserem Einzug zerstört worden sind.

Nun sind wir mehr als eine Woche da und haben uns recht nett und häuslich eingerichtet. Auf dem so trotzig von Türmen flankierten Kaserneneingang wallt trotz der deutsche Flagge im kalten Regenwind; die zwei feldgrauen Batterien unserer Erfasabteilung, eine mit Kanonen, eine mit leichten Feldhaubitzen, sind in Reih

und Glied im Kasernenhof aufgeföhren, unweit einer eroberten blauen und braunen belgischen Batterie, an der eine aus verpöngten deutschen Artilleristen neu aufgestellte Mannschaft einexerziert wird. Der ganze Kasernenbereich hat schon ein völlig deutsches Gepräge, und man wird beim Innenbesit kaum noch gewöhrt, daß man mitten im Feindesland steht. In die verfloßene belgische Herrlichkeit erinnern eigentlich nur noch die französischen Aufschriften an allen Türen.

Im Hotel Flandern haben wir ein recht nettes, gemüthliches Offiziersstajino eingerichtet, in dem wir den guten Weinen unserer Feinde alle Ehre antun. Mitunter sind Erzellenzen aus den deutschen Garnisonen Belgiens, oft verwundete Kameraden aller Waffen unsere Gäste. Auch Zeitungen liegen dort manchmal auf, so ein unter deutscher Regie erscheinendes lokales Blatt „L'ami de l'ordre“, dessen Jenur so liberal gehandhabt wird, daß es ungestraft seinen englischen und französischen Freunden Siegeswünsche zurufen darf. Allerdings muß es auch die Wolfftelegramme und die Berichte des Generalquartiermeisters bringen. So erföhren wir leztlich durch ihn von der Einnahme Mauweburg. Das Ereignis gab nun Veranlassung zu folgendem Telegramm: „An den Generalquartiermeister der Armee General von Stein. — Erzellenz! Mauweburg gefallen — wieder einmal ein „Stein“ vom Herzen! Gibt's denn für uns nichts zu tun? Hier zwei Batterien frisch und fröhlicher Feldartilleristen, die mit ihren Kanonen und Haubitzen gern dran wollen. Erfasabteilung des ... Feldartillerieregiments.“

Wenn wir abends beisammen sind, sechs Offiziere und ebenso viele Offizierdienstluter, dann werden nicht viel große Worte gemacht über das ungeheure Geschehen, an dem mitzuwirken auch wir früher oder später berufen sein werden. Aber zuweilen fühlen wir, wie unser Herzschlag sich zusammenfindet zu einem erhebenden Akkor von Begeisterung und Opferfreudigkeit in dem Schönen, dem Lande, das wir lieben und dessen Sprache wir sprechen, dem Lande, das unser und unserer Nächsten Ruhe und Glück jahrzehntlang treu behütet hat, in Taten einen würdigen Dank abzustatten.

Wie eine Schlacht von heute aussieht.

Ein anschauliches Bild der modernen Schlacht entwirft ein englischer Kriegsberichterstatler, der auf französischer Seite die ersten Schlachten in Belgien und Frankreich miterlebt hat. Er schreibt unter anderem:

„Eine Landschaft mit kleinen Rauchwölkchen“ — so hat ein französischer Schlachtenmaler eine Schlacht von heute beschrieben. Das ist durchaus nicht nur ein geistreiches Wort. Es ist vielmehr eine Beschreibung, von der alle, die Schlachten beobachtet haben, zugeben werden, daß sie sehr oft stimmt. Auf der Wallfahrt von heute kann während des Kampfes das Auge zumeist nichts Ungewöhnliches in der Landschaft wahrnehmen, außer jenen kleinen weißen Wolkenbällen in der Ferne, die zeigen, wo die Granaten explodieren. Selbst wer ein ausgezeichnetes Fernglas zur Verfügung hat, muß das Schlachtfeld sehr genau studieren, bevor sich ihm irgendwelche weiteren Zeichen des Kampfes enthillen.

Die Kanonen des Feindes liegen in verdeckter Stellung. Sie sind vielleicht hinten am Abhang jener niedrigen Hügelreihe aufgestellt, die da drüben das Gelände unterbricht, oder sie sind vielleicht geborgen hinter jenen Baumreihen, die den Fluß umrahmen. Zumeist sind auch die Kanonen auf der Freundschaftsseite nicht sichtbar oder in ihrer Stellung nur sehr schwer herauszufinden. Die Mannschaften liegen hinge-

schmiegt in ihren Gräben und Löchern, wenn „hingeschmiert“ das rechte Wort ist für diese häufig so naßen und unwirtlichen Unterschlupfe. Dann und wann kann man undeutliche Linien auf dem Felde hintrabbeln sehen, die an ein Heer von Ameisen erinnern, oder es erhebt sich eine plötzliche Aufregung an den Hügelhängen, ein Gemimmel und Gewirre von Hunderten von schwarzen Punkten, gerade so, wie wenn man mit einem Stod in einem Ameisenhaufen herumstoderte und nun alles wüß durcheinanderließe. Das sind so die Eindrücke eines Schlachtfeldes von heute. Aber von dem, was man sich so gewöhnlich unter einer Schlacht vorstellt, wird man nicht die geringste Spur finden.

Der Laie, der sich das Bild einer Schlacht vorstellt und dabei an die Gemälde im Museum oder an die bunten Silber in den Kriegsgeschichten denkt, sieht die Sache immer noch so an, als ob große Massen von Truppen gegeneinander marschierten, als ob die Kanonen auf beiden Seiten die Reihen der Gegner nieder-mähten, wenn sie herankommen; er glaubt, daß die Reihen gegeneinander unaufhaltsam vorrücken, bis sie im Bereich des Gewehrfeuers auf beiden Seiten sind. Und dann — so denkt man sich das wohl — wird eben geschossen, bis dem einen Gegner die Munition oder die Geduld ausgeht, und zuletzt geraten die feindlichen Heerscharen in einem wilden Gememel Mann gegen Mann auf der ganzen Linie aneinander, die Kavallerie galoppiert dazwischen und haut ebenfalls drauf los, und das Ende vom Liede ist schließlich, daß das eine Heer geschlagen zurückkehrt, während der Befehlshaber des anderen Heeres feierlich verkündet, daß er gesiegt hat.

Diese Vorstellung, die noch in so vielen Köpfen ipult, muß man von Grund aus aus seiner Phantasie verbannen, wenn man den Sinn und das Gesicht der Schlacht von heute erfassen will. Der Krieg ist kein Sport mehr und keine Kauferei. Er ist eine Wissenschaft. Er ist ein Gebiet, das schwierigste technische Studien, komplizierte Berechnungen erfordert und bei dem kostbare, auf das feinste gearbeitete Instrumente verwendet werden. Erfolgreiche Generale sind heute nicht mehr tapiere Draufgänger. Es sind viel eher Leute mit Brillen und professoralem Aussehen, die an gelehrte Bücherwürmer erinnern, oder es sind Männer, die über ein großes Organisations-talent verfügen, die Ingenieure, große Finanzleute oder tüchtige Fabrikanten geworden wären, wenn sie nicht die Laufbahn im Heere vorgezogen hätten.

Diese wissenschaftliche Maschinerie des modernen Krieges hängt eng damit zusammen, daß man von einer modernen Schlacht so wenig sehen kann. Der Sieg winkt nicht mehr dem Tapfersten, sondern denen, die die beste Maschinerie, die vorzüglichste Organisation haben, die sich am besten verstehen und vergreifen können. Wenn es zu einem aufregenden Kampf Auge in Auge kommt, wenn das Bajonett wütet und das Handgemenge einsetzt, dann sind nur die, die miteinander kämpfen, nahe genug, um etwas davon erzählen zu können. Ich habe mit meinem guten Feldglas viele Teile des ungeheuren Schlachtfeldes durchsucht, das sich in einer gewaltigen Diagonale durch Frankreich erstreckt. Ich habe bei feuernden Batterien gestanden. Ich habe in den Schützengräben gelegen und bin zu der vordersten Feuerlinie getreten. Ich habe sogar deutliche Soldaten gesehen und mich mit ihnen unterhalten, was die Kämpfenden selbst nicht tun können. Aber ich kann wirklich keine andere Beschreibung einer Schlachtfront von heute geben, die in kurzen Worten bezeichnender wäre als die des französischen Malers: „Eine Landschaft mit kleinen Rauchwölkchen.“

Hinter der eigentlichen Front, hinter den Kämpfenden, da gibt es freilich sehr viel zu sehen. Hier,

gleichsam hinter den Kulissen der Kriegsbühne, auf der sich das Drama der Schlacht abspielt, begreift man erst die ungeheure Kompliziertheit jener Maschinerie, die Schlachten gewinnt, und die Notwendigkeit, daß sie so vollkommen sei wie möglich. Man kann die besten Kanonen von der Welt haben, und doch sind sie zu nichts nütze, wenn die Pferde fehlen, die sie ziehen. Man kann die tüchtigsten und tapfersten Soldaten besitzen, und sie werden nichts leisten können, wenn man sie nicht regelmäßig und gut ernährt, wenn man ihnen nicht die nötige Ruhe gibt. Und weiter: alle Bewegungen der Truppen müssen genau berechnet werden, alle Wege müssen sorgfältig frei gemacht sein, denn es geht nicht an, daß zwei Regimenter, eines das vorgeht und eines das zurückgeht, auf derselben Straße marschieren.

Wir haben eben die Artillerie beobachtet und hinübergelächelt über das weite flache Land mit den niedrigen Hügeln in der Entfernung, den Hügeln, wo der Feind liegt. Wir sind selbst auf einem Plateau. Nun geben wir den Abhang hinunter, und wir haben ein anderes Bild vor uns, das hinter der Schlacht liegt. Mit einem Male sind wir unter den Mitziplern, die warten, bis die Reihe an sie kommt, die ausruhen, bis das Stichwort fällt, das sie hinreißt in das Drama von Blut und Eisen.

Hier dicht dabei, um damit zu beginnen, ist eine große Menge von Artillerie-pferden, die alle ruhig dastehen, während in der Ferne in Tätigkeit sind. Gehen wir weiter, so kommen wir an eine lange Munitionskolonnen, die am Wegrand wartet, Wagen auf Wagen, alle mit Granaten bespaßt; die Reihe scheint endlos. Dann ein Dorf, voll von Soldaten. Soldaten überall, in den Gassen herumgehend, an den Haustüren, hier welche, die Äpfel pflücken, dort eine ganze Schar in tiefem Schlaf. Da hat sich einer auf einem flachen Stein einen Schreibtisch eingerichtet, auf dem er einen Brief frigtelt. Wieder andere waschen ihre Kleidung im Bach, und in einer Ecke sitzen drei behaglich zusammen und spielen Karten. Im Schatten einer hohen Mauer raucht ein Mann einen anderen, während ein dritter, der eben raucht ist, sich das Gesicht in einem Eimer wäscht. Zwei oder drei sitzen und angeln. Solche französische Soldaten, die in den Zwischenpausen einer Schlacht die stets mitgeführte Angelrute ins Wasser werfen, findet man immer. Es ist die Hauptpassion der Franzosen, und ich glaube, wenn um 10 Uhr die letzte Polkaune ertönt und das letzte Gericht für 12 Uhr angekündigt wird, dann würden noch viele von ihnen die Zwischenzeit dazu benutzen, um im nächsten Bach zu angeln. Nun sind wir durchs Dorf, und nachdem wir am Ausgang unseren Paß gezeigt haben — denn ohne diesen kommt man überhaupt nicht weit — stehen wir in einem kleinen Tal zwischen zwei Hügeln, und als wir da hindurch sind, stehen wir auf einer großen Wiese, die aussieht, als ob hier Pferde-markt wäre. Hunderte von Pferden weiden da und trinken aus dem Bach. Die Reserve der Artillerie lagert hier. Noch weiter hinten sind neue Dörfer, die von Infanterieregimenten besetzt sind, und noch weiter rückwärts stoßen wir auf Kavallerie, die auf dieser Kriegsbühne nichts zu tun hat. Da sie dazu da ist, aufzufüllen und Füllung mit dem Feind zu suchen oder nach Beendigung des Kampfes den Feind zu verfolgen oder einen Rückzug zu schützen, so bleibt für sie während der eigentlichen Schlacht wenig oder nichts zu tun.

Nun begegnen wir einer anderen sehr langen Wagenreihe; alles Automobile. An einer bestimmten Stelle machen sie Halt und fahren auseinander. Auf vielen liegen geschlachtete Ochsen und Schafe, Fleisch in Massen. Andere sind mit runden, flachen Broten

bepackt. Hier ist die Speisekammer der Truppen, von hier aus werden die Rationen an die einzelnen Regimenter verteilt, und bald wird das, was von da aus geht, auf Hunderten von Kochtöpfen über Hunderten von Lagerfeuern braten und schmoren.

Das Ausschlagen von Lagern im eigentlichen Sinne gibt es beim französischen Heere nicht. Ich habe noch kein richtiges Zelt gesehen. Wenn das Dunkel hereingebrochen ist, dann sieht man jeden Abend im Schein der Automobillichter Tausende von Menschen an den Begräbern schlafen oder in Kormneten auf den Stoppelfeldern ihr Lager suchen. Und wenn man so im Automobil durch die Nacht fährt, dann sieht man die ermüdeten Truppen von den Schützengräben zurückkommen, während die frischen Truppen, die, die wir im Dorf sahen, vorwärts ziehen, um ihre Plätze einzunehmen. Um diese Zeit, wenn die Stunde kommt, da in gewöhnlichen Zeiten die Menschen von der Arbeit ausruhen und Feierabend machen, ergreift einen am stärksten das Grauen vor dem Krieg und das Mitleid mit den Krieger. Ein mannhafter Kampf erwärmt das Blut, und das Schießen bei Tag regt die Lebensgeister an. Aber hier gibt es nichts, was den Mann erwärmt und anregt, der im Dunkel der Nacht seinen Posten in einem Schützengraben antritt mit dem Bewußtsein, daß der Feind wahrscheinlich — wie er es so oft tut — gerade vor Anbruch eines neuen Tages einen Angriff machen wird, wenn die Lebens- und Nervenkraft durch die lange Nacht jaft völlig aufgerieben ist.

Bei einem solchen Nachtgefecht ist noch am meisten von einer modernen Schlacht zu sehen. Blitze zuden dann in unaufhörlicher Folge über jene fernen Hügel fort. Brennende Schieber und Häuser erfüllen das Dunkel mit düsterer Glut. In den großen Lagern brennen lustig die Lagerfeuer. Aber man hat keine Freude an solch romantischem Nachtbild.



General Joffre,
der Oberkommandierende der französischen
Kriegsmacht.

Aus dem Tagebuche eines französischen Truppenarztes.

Wie es in der französischen Armee in den ersten vier Kriegswochen aussah, erfährt man aus dem Tagebuche eines französischen Truppenarztes, das auf dem Schlachtfelde in Nordfrankreich in die Hände deutscher Truppen gefallen ist.

Das Tagebuch beginnt mit der Abfahrt des zum 11. Armeekorps (General Endour) gehörenden Truppenteiles von Paris über Reims nach dem Grenzgebiet an den Ardennen. Der Verfasser, der als Arzt dem 6. Pionierregiment zugeteilt war, schildert, wie dem Eisenbahntestagelange Marsche in großer Hitze folgen, wobei viele Unteroffiziere und Mannschaften marode werden. Überall wittert man Spione, und natürlich findet man auch, was man sucht: Kundschafter in französischer Bekleidung und im Mönchsgewande. Einige werden erschossen — als Opfer der schon jetzt begin-

nenden Nervosität. Von vornherein erkennen wir in den Franzosen, die der Verfasser schildert, die alten Bekannten von Anno 70 wieder: Erregbare Naturen, leicht begeistert durch unverbürgte Siegesmeldungen, mit denen man ihren Hunger nach aufmunternden Neuigkeiten stillt, aber ebenso leicht der Entmutigung anheimfallend, wenn die vielfältigen Mühsale des Krieges auf die Stimmung drücken. Noch ebenso schnell wie vor 44 Jahren ist man mit zerschender Kritik an den Maßnahmen der Führer bei der Hand, sobald Strapazen kommen, deren Notwendigkeit man nicht ohne weiteres begreift. Und der alte Ruf: „Wir sind verraten!“ ist heute noch wie einst das Schlagwort der des inneren Halts beraubten Masse, die den Weg zu einem billigen Siege versperrt sieht und sich nun voller Entrüstung rückwärts wendet gegen jene, von denen sie sich ins Verderben geführt glaubt.

Am 21. August überschreitet das 11. Armeekorps die belgische Grenze. Zur Schilderung der darauf folgenden Ereignisse lassen wir dem Verfasser selbst das Wort.

Samstag, 22. August. Abmarsch um 4 Uhr. Wir marschieren nach Vailieu. Heute ist der große Tag. Wir vernehmen bald Kanonendonner. Je weiter wir marschieren, um so deutlicher hören wir die Musik der Geschütze. Es ist hier übrigens ein Fehler gemacht worden: man hätte schon am Vorabend näher an das Schlachtfeld heranzuführen müssen. In Vailieu kommen wir halb tot vor Hunger und reichlich müde an; mit außerordentlicher Begeisterung werden wir empfangen, die Einwohner

bringen alle ihre Lebensmittel, um unseren Hunger zu stillen. Am Nachmittag gehen die Deutschen gegen Maissin zurück. Wir glauben, dies sei der Sieg! Dagegen scheinen sie einen Gegenangriff zu führen, denn die Verwundeten strömen in großer Anzahl zurück. Nöthlich, gegen 6 Uhr, sehen wir Artillerie und Kavallerie zurückgehen. Was geht vor? fragt sich jeder. Dann kommt der Befehl zur Räumung der Stellung und zum Rückzug. Was nun kam, ist fürchterlich. Sämtliche Kolonnen des ganzen Armeekorps, Truppen aller Waffengattungen vom Korps, alles strömte auf derselben Straße ab, ohne Ordnung, ohne zu wissen wohin, noch warum. Alle sind wie vor den Kopf geschlagen und können nicht begreifen, wie dies möglich ist. Unglücksbotschaften schwirren herum: ganze Infanterieregimenter seien buchstäblich aufgerieben — das wäre die vollständige Vernichtung des 11. Korps, und man spricht ebenfalls von der Flucht der neben uns kämpfenden Nachbartruppen. Unsere arme, verlassene Pionierkompanie erhält den Befehl, den Rückzug zu decken.

In aller Eile, mitten in der Nacht, bei eisig kaltem Nebelwetter, heben wir Stellungen, Schützengräben aus. Aber sie werden bald wieder aufgegeben. Es

gibt keine Ordnung und Disziplin mehr. Die Generale, Stabsoffiziere sind vollständig koplos, sie haben nichts vorgehen. — Wir verbringen die Nacht, ohne ein Auge schließen zu können, mit dem Gedanken, daß wir jeden Augenblick geopfert werden könnten. Dies ist wirklich eine Nacht, an die ich mein ganzes Leben denken werde. Man fühlt den Zusammenbruch. Es ist beinahe ein „Kette sich, wer kann!“

Sonntag, 23. August. Der Rückzug dauert immer noch an auf Befehl des Hauptquartiers, das völlig den Kopf verloren zu haben scheint. Ein Divisionsgeneral beschäftigt sich auf der Marschstraße damit, die Kotteln aufzuschließen zu lassen, damit man schneller vorwärts käme. Eigentlich ist das eine Gezeitenfunktion!

So kommen wir nach Aufos, wo wir haltmachen. Es gibt keinen Ausbruch für diesen Zusammenbruch. Unendlich viel Fehler sollen gemacht worden sein. Die Offiziere und Soldaten haben sehr starke Schützengräben mit dem Bajonett angegriffen, und die Verluste sollen enorm sein. Es scheint, daß man allzu zuversichtlich war und glaubte, die Deutschen müßten Zerlegen geben, wenn sie uns nur läßen, da man bei uns auch nicht im mindesten an die Sicherung einer Rückzugslinie gedacht hatte. Die Schützengräben waren auch nicht einmal von der Kavallerie erkannt worden.

Freitag, 28. August. Wir quartierten in Maisoncelle, ein Teil von uns in den Schützengräben, ein Teil in einer Scheune. Die Infanterie ist gekommen, uns ordentlich zu helfen. Am Nachmittag passierten in unaufhörlicher Reihenfolge Verwundete die Straße. Man fragt sich wirklich, wozu die Sanitätswagen der Division und die Korpambulanz eigentlich da sind. Die Verwundeten sind meistens, und das ist das Empörendste, von zwei oder drei Kameraden begleitet, die nicht mehr und nicht weniger sind als Drückerberger. Es sind Soldaten aus dem Süden. Sie sind umgekehrt, fast ohne zu kämpfen, und sind glücklich, einen Verwundeten zurückzubringen zu können, um einen Vorwand für ihr Ausweichen zu haben. Nichtsdestoweniger bleiben sie Großmäuler und rühmen sich ihrer schönen Aufführung.

Samstag, 29. August. Heute erhielten wir den ersten Gruß aus der Höhe von einem deutschen Zie-

ger. Er warf fünf Bomben, aber nur die erste sah. Er tötete 10 Mann und verlegte 20.

An Wunden gibt's ganz schredliche Reißlöcher, abgetrennte Gliedmaßen und daneben auch keine Rißwunden und Schrammen von geringer Bedeutung. Im Wagen, den ich zurückgeleite, hört endlich ein armer Kerl, dem der rechte Fuß glatt amputiert war, mit der Blutung auf. Ich lege ihm einen Verband auf, den mein Kollege als zwecklos bezeichnet hatte. Ein anderer mit Brustschuß stirbt uns unterwegs. So kommen wir in Attigny an, wo wir ein Relais der Ambulanz vorfinden, dem wir unsere Verwundeten übergeben. Das Schauspiel in Attigny ist widerwärtig, es ist die Berrüchtheit, die Flucht und außerdem, was das Beschämendste ist, die P l ü n d e r u n g. Die Soldaten erbrechen die Türen, trinten allen Wein, allen Alkohol, den sie finden, und plündern sogar die Juwelierläden. Unser Hauptmann läßt einen Sappeur festnehmen, der gerade dabei war, sich eine goldene Kette einzufäden. Seine Sache ist klar; Kriegsgericht, erschossen! Das sind keine Menschen mehr, das sind wild gewordene Tiere. Ein Infanterist vom 17. Korps, das überall stetig floh, ohne zu kämpfen, brüstet sich damit, daß er einen verwundeten Deutschen durch Fußtritte getötet habe. Er wollte ihm seinen Mantel nehmen, den der andere festhielt. „Da er keine Kraft mehr hatte,“ erzählt er uns, „verlegte ich ihm zwei oder drei Fußtritte.“ Es ist widerwärtig. Und dort ist ein anderer, der mit seinem Feindesmantel paradiert! Die Truppen des Südens sind haßenswert! Und welche Kopflosigkeit! Da behauptet einer, drei Mäner gesehen zu haben. Sofort ergreift das ganze Bivak die Flucht, und dabei steht hier fast ein ganzes Armeekorps. Wirklich, wer nicht solche Tage miterlebt hat, kann sich keinen Begriff machen, bis zu welchem Punkt sich Menschen erniedrigen können. — In aller Eile nimmt der Hauptmann seine Kompanie zusammen und marschiert ab. Auf dem Marsche gehen wir wenigstens dieses Schauspiel nicht mehr.

Ruhige Nacht.

Sonntag, 30. August. Aufbruch bei einem dicken, kalten Nebel und ohne etwas gegessen zu haben! Wir



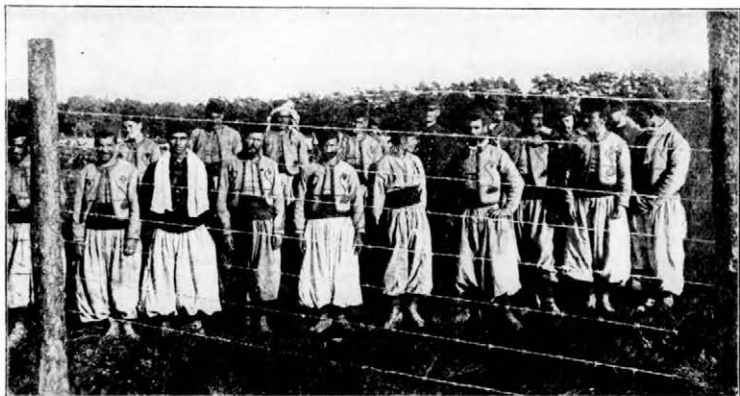
Französische Kolonialtruppen aus Afrika, frierend vor den Zelten des Gefangenenlagers zu Wainsdorf, die sie sich nach heimischer Sitte selbst errichtet haben.

sind zu sehr entmutigt, um an Essen zu denken. Und während der Nacht gehen wir auf allen Seiten Verräteresignale der Spione, die uns umgeben und alle unsere Bewegungen signalisieren. Der Leutnant Cojnon mit einer Patrouille entdeckt einen solchen in einem Hause. Der Spion trug französische Uniform! Im übrigen sagt man, und selbst seine eigenen Stabsoffiziere, daß Gendoux verrückt oder an Deutschland verkauft sein müsse, um uns so zu führen, wie er es tut.

Montag, 31. August. Ich erwache und fühle mich total zer schlagen. Ich kann nicht mehr. Deshalb mache ich einen Teil der Tagesmärsche im Wagen. Ich

tue das zum erstenmal, denn ich gebe ungern ein schlechtes Beispiel; aber wahrhaftig, ich kann nicht mehr.

Hier bricht das Tagebuch ab. Dem Verfasser ist es gewiß nie in den Sinn gekommen, daß seine Aufzeichnungen in Feindeshände fallen könnten, denn sonst hätte er sich wohl gehütet, ein Dokument zu schaffen, das die Demoralisation eines Teiles der französischen Armee schon in der ersten Kriegszeit beweist. Wir werden über diese Zügellosigkeit, die zu Plünderungen im eigenen Lande führte, später noch mehr hören, und auch über die inneren Gründe. Daß die Armee imstande war, sich später doch noch aufzuraffen, muß als ein ganz außerordentliches Wunder betrachtet werden.



Kriegsgefangene Frauen im Sammelager bei Paderborn.

Die „Einnahme“ von Montmédy.

Nach dem Fall der Festung Longwy schickten sich die deutschen Truppen an, auch das Fort Montmédy zu erobern. Die Besatzung des Forts war jedoch bereits im Abzug begriffen, als die Deutschen anrückten, und wurde zum größten Teil außerhalb der Befestigungswerke abgefangen. Ein Kriegsberichterstattter, der kurz nach dem Einzug der Deutschen in Montmédy die Festung besucht hatte, erzählt:

Ein Zwischenfall, der mit ungetrübter Heiterkeit aus den ersten und bitteren Kapiteln der Geschichte dieses Krieges herauslächeln wird, ist die Einnahme der Festung Montmédy. Schon von weitem fündet sich das beherrschend auf einem Berggipfel liegende, aber bis an die Giebel der höchsten Säulen sorglich in Wälle und Ringmauern eingebettete Städtchen vielversprechend an. Seine beiden Zwillingstürme mit ihren behäbigen Zwiebelhächern sind ein Wahrzeichen des östlichen Franzosenlandes, das jahrhundertlang den Wanderern als Wegweiser in diesem Hügelgebiet gedient hat und heute ein vorzüglicher Orientierungspunkt für unsere Luftschiffe und Flieger sein mag.

Es ist ein reiches Land mit ausgezeichnetem Boden und üppigem Feld- und Wiesenwuchs, das um Montmédy herum sich ausbreitet. Alter Wohlstand wohnt in Dörfern und Flecken, ein Wohlstand, der den Einwohnern Zeit ließ zur Pflege von mancherlei Kulturzweigen. Man begegnet manchem grauerwitterten Denkmal. Und ein Denkmal, das man in seiner Art erhalten sollte, wenn nicht harte Kriegsnotwendigkeiten zu seiner Zerstörung zwingen, ist die ganze Festung Montmédy, die glücklicherweise ohne jede Beschädigung in unsere Hände gelangt ist.

(Europ. Krieg. I.

Man steigt auf gewundener Fahrstraße der Höhe zu, kommt an Redouten vorüber, aus denen die langen Zeilen der Schießscharten, hinter denen man sich die Wallbüchsen der Baubauzeit denkt, wie eine in Reich und Glied eingeschlossene Kofentette mit offenen Mäulern gähnen. Aber eine ganz in der Konstruktion der Ritterburgen gehaltene Zugbrücke gelangt man in den Wallgürtel. Über dem inneren Festungstore hängt eine leere Renaissancetürsche von feiner Arbeit. Wahrscheinlich umschloß sie das Wappen des Sonnenkönigs, das dann die Jakobiner herunterholten, als die Franzosen zum erstenmal begannen, unter der Lojung der Freiheit gegen alle Autorität und kraftvolle Organisation den Kampf zu führen, den sie bis zum Ausbruch des Krieges immer wieder erneuert haben.

Ich habe die Kajematten des Forts Fléron bei Lüttich gesehen, die noch in dem Zustande waren, wie sie die belgische Besatzung hinterlassen hatte. Aber im Vergleich mit den Franzosen sind die Belgier Bedanten der Sauberkeit. Die Mannschaftsstuben sind so dunkel, daß man ohne Lampe beim hellsten Mittag nichts in ihnen zu erkennen vermag. Denn die Fenster sind dicht mit alten Eisenbahnschienen verrammelt, die wahrscheinlich gegen deutsche Granaten schützen sollen. Das Dürer der Räume erhöht den Eindruck, daß man sich in verlassenen Räuberhöhlen, nicht in Soldatenkammern befindet, deren Bewohner zur Schlacht ausgezogen sind. In wüster Unordnung liegen Kleidungsstücke, Waffen, Kochgeschirr, Brotreste und andere Nahrungsmittel auf den Betten, auf Tischen und selbst auf dem Boden herum. Das erste, was die Deutschen taten, als sie die erst wenige Stunden vorher von den Franzosen verlassene Kaserne betraten, das war, daß sie die Fenster und Türen aufstießen, um frische Luft hereinfluten zu lassen. Und dennoch herrscht noch jetzt solch ein atembrechender Gestank in der ganzen Kaserne, daß die deutsche Besatzung diese Räume nicht hat zur Einquartierung verwenden können.

In den Spindeln liegen Stapel von Papieren. Der Inhalt ist größtenteils schamlos. Zwischen großdrätigen Zotenliedern aber finden sich Hezerelen gegen die deutschen Soldaten, so zum Beispiel ein langer Chanson, der schildert, wie die Deutschen im Elsaß Kinder freuzigen, weil die Kinder das heilige Frankreich lieben. Offenbar betrieben die Soldaten von Montmédy das Sammeln solcher Lieder als eine Art Sport, denn sie führten Buch über die von jedem einzelnen zusammengebrachte Anzahl. Einzelne der Bücher sind

mit rohen Buntstiftzeichnungen versehen. Die Deutschen sind als blutriesende Raubtiere dargestellt.

In dieses unlaubere Jopfl ist der Krieg herein-gebrochen, und nun hätte es für Montmédy gegolten, auf dem Posten zu sein. Von Belgien kamen Flüchtlinge vorübergezogen, die den Fall von Lüttichs stärkstem Fort meldeten und Einzelheiten über den Unter-gang der härtesten Kanjmerwerke Fléron und Loncin berichteten, die den Kommandanten von Montmédy denn doch wohl mit einiger Sorge auf seine veralteten Erd-wälle bilden ließen. . . . Wenn die deutsche Artillerie wirklich so fürchterlich war, daß eine einzige Belage-rungsgranate das Fort Loncin vernichten konnte, dann war damit zu rechnen, daß die ganze Herrlichkeit von Montmédy durch eine gut geschossene Feldgranate zer-stört würde. Und sie schiefen gut, die Deutschen, das hörte man von der benachbarten Festung Longwy her-über, die nun ein Aischenhausen war. Da beschloß der Kommandant von Montmédy, den Deutschen zuvor-zukommen und die Festung aufzugeben, den Feind Zeit haben würde, sie einzuschließen. Die ganze Be-satzung zog also, ein in der Kriegsgeschichte sicherlich feltener Vorgang, ohne einen Schuß schleunig ab, und nur eine Kompanie blieb als Wache zurück. Aber der Einiall war dem Kommandanten zu spät gekommen. Denn die Deutschen waren längst da, sie warteten schon auf die Verteidiger von Montmédy, und als Komman-dant und Besatzung von ihrem Berge heruntertamen, wurden sie gefesselt und mußten sich ergeben.

Montmédy wird den Franzosen in schlechter Er-innerung bleiben. Nicht weit von der Festung wurden am Tage, wo ich dort war, noch 300 Mann durch eine Handvoll deutscher Landwehrmänner gefangen genom-men, nachdem sie sich unter Führung eines Staboffi-ziers verlaufen hatten, so daß sie mitten in die deut-schen Stellungen hineingerieten.

Ungeheure Vorräte guter Schwaren, welche die Besatzung der Festung monatelang bei einer Belage-rung alten Stils ernähren sollten, sind nun in deutsche Hände gefallen.

An mehreren Stellen fanden wir in der Festung Bilderbogen aushängen, welche offenbar im letzten Augenblick hier befestigt worden sind, um die deutschen

feldgrauen Uniformen ins Gedächtnis der französischen Truppen einzuprägen. So sehen nun die Feldgrauen doch nicht aus. Die Franzosen haben mit ihren Plakaten eher eine Irreführung der eigenen Bevölkerung er-reicht. Sächsishe Husaren berichten, daß sie sowohl beim Überschreiten der belgischen wie auch der französischen Grenze freudig begrüßt worden sind, weil man sie für die märchenhaft geschwind zur Hilfe herbeigeeilten Engländer hielt. Die Sachsen taten auch gar nichts, um dieses kleine Mißverständnis aufzuklären. Sie ließen sich bewirten und erfrühen, denn für den „größtmög-lichen Verbündeten“ darf es doch eine Geheimnisse geben, über die französischen Stellungen und Operationen alles, was sie nur erfahren wollten. Sie sagten nur immer in schönsten sächsischen Englisch „Oh yes!“ Und das genügte vollkommen, um durch Belgien und tief nach Frankreich hineinzukommen.

Wir verlassen Montmédy und finden am Tor zwei in ihrem Gegensatz recht eigenartig berührende Ansätze dicht nebeneinander. Auf dem einen zwingt der französische Kommandant die Bewohner, das Fe-stungsgebiet binnen 48 Stunden zu verlassen; sie dürfen nur das nötigste Handgepäck mitnehmen. Auf der anderen Befanntmachung teilt der deutsche Komman-dant den Einwohnern in deutscher und französischer Sprache mit, daß ihr Eigentum geschützt sei, daß sie zurückkehren dürfen und daß niemand verlassene Bür-gerhäuser in Abwesenheit der Bewohner betreten dürfe. Eigenartig ist auch der Anblick, Leute in französi-schen Uniformen unter deutscher Hoheit im Dienste zu sehen. So sind der Gefängnisdirektor und seine Schlie-ßer, die soldatenähnliche Uniformen tragen, ruhig in ihrer Wirksamkeit belassen worden, und die von der französischen Justiz in das Gefängnis geleiteten Ver-brecher haben vergeblich darauf gewartet, daß die ein-zelnen Deutschen ihnen die Freiheit wiedergeben würden. Auch französische Sanitätsbeamten hat man zur Pflege ihrer Verwundeten ruhig im Dienste be-lassen, und es sieht im Anfang überraschend genug aus, wenn diese Leute in der Uniform des Feindes ihren deutschen Vorgesetzten die vorgeschriebenen deut-schen Ehrenbezeugungen erweisen.

Panik in Paris.

Flucht der Regierung nach Bordeaux.

Die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze mußten auch die kurzschichtigsten Politiker in Paris zu der bitteren Erkenntnis bringen, daß die Niederwerfung Deutschlands auch mit Hilfe Rußlands ein schwereres Stück Arbeit war, als man anfangs wohl geglaubt haben mag. Der Einzug der Russen in Berlin, von dem man an der Seine geträumt hatte, ließ sehr auf sich war-ten, die französische Offensiv war unter den Schlägen der deutschen Armeen zusammenge-brochen, der belgische Widerstand war vergeb-lich und nutzlos gewesen, und man mußte sich mit dem Gedanken vertraut machen, daß die Deutschen in kurzer Zeit vor Paris stehen würden.

Die Regierung der Republik tat nun, was in schwierigen Fällen immer als erstes Aus-kunftsmittel galt: sie rekonstruierte sich.

Am 27. August wurde aus Paris gemeldet: In der Absicht, dem Ministerium eine brei-tere Basis zu geben, hat Ministerpräsident Bi-viani dem Präsidenten der Republik das Ent-lassungsgesuch des gesamten Kabinetts über-reicht. Der Präsident hat es angenommen und Biviani mit der Neubildung des Ministeriums beauftragt. Am Abend unterbreitete Biviani dem Präsidenten folgende, neue Ministerliste: Präsident: B i v i a n i (ohne Portefeuille), Justiz: B r i a n d, Äußeres: D e l c a s s é, Inneres: M a l o n, Krieg: M i l l e r a n d, Marine: A u g a g n e u r, Finanzen: R i b o t, Öffentlicher Unterricht: S a r r a n t, Öffentliche Arbeiten: S e m b a t, Handel: D o u m e r g u e, Kolonien: F e r n a n d D a v i d,

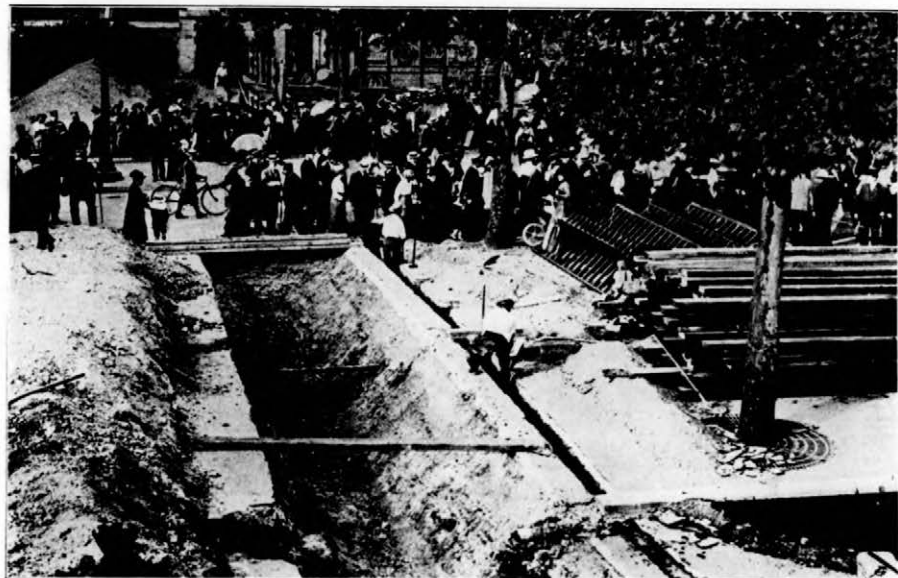
Landwirtschaft (Minister ohne Portefeuille): Jules Guesde.

Zum Gouverneur von Paris ist an Stelle des Divisionsgenerals Michel General Gallieni ernannt worden. Michel hat um ein Kommando unter Gallieni gebeten. Morgen soll ein Erlaß im Amtsblatt erscheinen, der provisorisch für die Kriegsdauer gestattet, bei der Beförderung von Offizieren vom Dienstalter abzusehen.

Ministerpräsident Viviani hatte also das Ministerium des Außern, das er im Augenblick der Mobilmachung seinem Vorgänger Dou-

Angit aus der französischen Hauptstadt nicht verbannen. So erfuhr man, daß im Louvre umfassende Maßnahmen getroffen wurden, um die dortigen Kunstschätze in Sicherheit zu bringen. Aber die großen Worte hatte man in Paris immer noch zur Verfügung. Am 28. August fand unter dem Vorsitz des Präsidenten Poincaré im Palais Ellysée ein Ministerrat statt, der den Aufruf der neuen Regierung an die Bevölkerung abfaßte. Er hatte folgenden Wortlaut:

„Franzosen! Die Regierung hat von ihrem Kampfplatz Besiß ge-



Die Errichtung von Laufgräben und Barrikaden in Paris.

Edw. Bechtel.

mergue überlassen hatte, dem früheren Minister und Petersburger Botschafter Delcassé, dem Manne, der wohl in sehr starkem Maße für den Krieg verantwortlich war, übertragen und ihn damit an die ihm zukommende verantwortliche Stelle gesetzt.

Die gesamte Kamentliste des neuen Ministeriums ließ eine doppelte Absicht erkennen: Präsident Poincaré fühlte wohl einerseits das Bedürfnis, sich mit einem Wall persönlicher Anhänger zu umgeben, andererseits die Notwendigkeit, die Volksmassen zu beruhigen durch die Heranziehung der zwei Sozialisten Sembat und Guesde.

Aber auch die neue Regierung konnte die Deutschen nicht aufhalten und das Gefühl der

nommen. Das Land weiß, daß es auf ihre Wachsamkeit und Energie zählen kann und daß ihr ganzes Denken dem Lande gilt.

Die Regierung weiß, daß sie auf das Land rechnen kann. Seine Söhne vergießen ihr Blut für Vaterland und Freiheit an der Seite der heldenmütigen Armeen Englands und Belgiens. Sie halten ohne Zittern den furchtbarsten Sturm von Eisen und Feuer aus, der je ein Volk überschüttete; alle bleiben aufrecht. Ruhm den Lebenden und Ruhm den Toten! Menschen fallen, aber die Nation bleibt bestehen.

Der endgültige Sieg ist gesichert. Es ist gewiß, daß ein großer, aber nicht entscheidender Kampf beginnt. Wie auch

der Erfolg sein mag, der Krieg wird fort dauern. Frankreich ist keine leichte Beute, wie es sich der unduldsame Feind einbildet.

Franzosen! Die Pflicht ist tragisch, aber einfach: den Eindringling zurückwerfen, ihn verfolgen, unseren Boden von seiner Gegenwart und die Freiheit von seinen Fesseln befreien, ausharren bis zum Äußersten, ausharren, falls nötig, bis zum Ende, unseren Geist und unsere Herzen erheben über die Gefahr hinaus, Herr unseres Geschickes bleiben!

Während dieser Zeit marschieren unsere verbündeten Russen mit entschlossenen Schritten auf die Hauptstadt Deutschlands, die von Angst beherrscht zu werden be-

stimmtes Flugzeug über Paris und warf eine Bombe auf die Hauptstadt, die indes keinen besonderen Schaden anrichtete. Vom Flugapparat wurde auch eine Fahne mit den deutschen Farben hinabgeworfen mit dem Brief eines Leutnants, in dem es hieß: „Die deutsche Armee steht vor den Toren von Paris.“

Die moralische Wirkung war ungeheuer.

Am 2. September meldete das amtliche französische Telegraphenbureau folgendes:

Die Regierung hat ein Manifest an das Land veröffentlicht, in welchem sie mitteilt, daß sie, um den Krieg auf der ganzen Ausdehnung des Gebietes fortsetzen zu können, beschloßen habe, den Sitz der Regierung derzeit außerhalb von Paris zu verlegen.



Regierungspalast in Bordeaux.

ginnt, und bringen den Truppen, die sich zurückziehen, viele Niederlagen bei.

Wir werden vom Lande alle Opfer, alle Hilfskräfte verlangen, die es an Menschen und Kraft geben kann. Seien wir deshalb fest entschlossen! Das nationale Leben, unterstützt von finanziellen und administrativen Maßnahmen, wird nicht unterbrochen werden. Laßt uns Vertrauen haben in uns selbst und alles vergessen, was nicht das Vaterland betrifft. Den Blick zur Grenze! Wir haben Methode und Willen und der Sieg wird unser sein!“

Pathos, das die Furcht verschleiern sollte, hohle Worte und daneben noch die Lüge, an die man sich so sehr gewöhnt hatte! Die Russen, die mit entschlossenen Schritten auf die von Angst beherrschte Hauptstadt Deutschlands losmarschierten — welche Unwahrheit!

Und wie rasch schwand die geheuchelte Siegeszuversicht! Am 30. August erschien ein deut-

liches Manifest, das den Präsidenten Poincaré und die Regierung an das Land zu richten beschloßen hatten. Der Aufruf lautete:

Franzosen! Seit mehreren Wochen stehen unsere heldenmütigen Truppen und die feindliche Armee in erbitterten Kämpfen einander gegenüber. Die Tapferkeit unserer Soldaten verschaffte ihnen auf mehreren Punkten bemerkenswerte Vorteile, allein das Vordringen der deutschen Streitkräfte im Norden zwang uns zum Rückzuge.

Diese Lage gebietet dem Präsidenten der Republik und der Regierung eine schmerzliche Entscheidung.

Um über das Heil der Nation zu wachen, haben die öffentlichen Gewalten die Pflicht, sich zeitweilig aus der Stadt Paris zu entfernen.

Indes wird der hervorragende Oberkommandant der französischen Armee, voll Mut und Enthusiasmus, die Hauptstadt und ihre patriotische Bevölkerung gegen das Eindringen des Feindes verteidigen. Gleichzeitig muß aber der Krieg auf den übrigen Landesgebieten seinen Fortgang nehmen. Ohne Friedensschluß und ohne Unterbrechung, ohne Aufschub und ohne

Schwäche wird der heilige Kampf für die Ehre der Nation und für die Wiedergutmachung des verletzten Rechtes fort dauern.

Keine unserer Armeen ist in Anordnung gebracht. Wenn einige von ihnen sehr bemerkenswerte Niederlagen erlitten, so wurden die Wunden unverzüglich von den Keilerven ausgefüllt, und der Aufruf an die Wehrpflichtigen sichert neue Hilfsmittel an Mannhaftigkeit und Energien.

Widerstand leisten und kämpfen! So muß das Lösungswort der verbündeten englischen, russischen, belgischen und französischen Armeen lauten. Widerstand leisten und kämpfen, während zur See die Engländer uns helfen, die Verbindungen unserer Feinde mit der Welt abzuschneiden! Widerstand leisten und kämpfen, während die Russen fortgesetzt vorrücken, um gegen das Herz des Deutschen Reiches den entscheidenden Stoß zu führen!

Der Regierung der Republik obliegt es, diesen hartnäckigen Widerstand zu leiten. Überall werden sich die Franzosen für ihre Unabhängigkeit erheben; aber um diesem furchtbaren Kampf ihre ganze Kraft und ihre ganze wirftame Unterstützung zu leihen, ist es unerlässlich, daß die Regierung ihre Handlungsfreiheit behält.

Auf Verlangen der Militärbehörde verlegt also die Regierung derzeit ihren Sitz auf einen Punkt des Landes, wosie in fortwährender Verbindung mit dem ganzen Lande bleiben kann. Sie fordert die Mitglieder des Parlaments auf, sich nicht fern von ihr zu halten, um vor dem Feinde mit der Regierung und ihren Kollegen den Bund nationaler Einheit bilden zu können.

Die Regierung verläßt nicht Paris, ohne vorher mit allen in ihrer Macht gelegenen Mitteln die Verteidigung der Stadt und ihres Besatzungsteils gesichert zu haben. Sie weiß, daß sie es nicht notwendig hat, der bewunderungswürdigen Pariser Bevölkerung Ruhe, Entschlossenheit und Kaltblütigkeit zu empfehlen. Die Bevölkerung setzt täglich, daß sie auf der Höhe ihrer sehr großen Aufgaben ist.

Franzosen! Seien wir alle würdig dieser tragischen Verhältnisse! Wir werden schließlich den Sieg erringen, wir werden ihn erringen durch unseren unermüdbaren Willen, durch Widerstand und Hartnäckigkeit! Eine Nation, die nicht untergehen will und die, um zu leben, weder vor Leiden noch vor Opfern zurückschreckt, ist des Sieges gewiß!

Es folgen die Unterschriften des Präsidenten der Republik und aller Mitglieder des Kabinetts.

Der Aufruf ist wohl im gleichen pathetischen Stil gehalten wie der erste, und auch an einer falschen Darstellung der Vorgänge fehlt es nicht. Aber es wird immerhin schon zugege-

ben, daß die französischen Truppen recht wesentliche Niederlagen erlitten hatten.

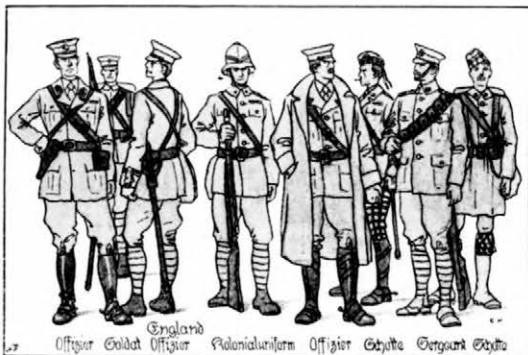
Die Stimmung in Paris in diesen Tagen wird in einwandfreien Meldungen als ein „chronischer Fieberzustand“ bezeichnet. Furchtbare Ungewißheit und Spannung zeigte sich im Publikum, und ein ganz besonderes und berechtigtes Mißtrauen gegenüber den gefährlichen Berichten der Regierung über die kriegerischen Ereignisse. Auch Arbeitslosigkeit und Knappheit der Lebensmittel trugen dazu bei, die Stimmung zu verschlechtern. Ein unbefangener Zeuge, der Pariser Korrespondent des „Giornale d'Italia“ schildert die Lage in Paris in den ersten Septembertagen als geradezu verzweifelt. Der Schrecken sei allgemein. Die Bevölkerung wage sich kaum mehr aus den Häusern hervor und sehe überall Mienen und Zeppele. Die Kunstwerke des Louvre seien bereits Hals über Kopf nach Bordeaux geschafft, ebenso der Goldschatz der Banque de France.

Die Lage der in Paris zusammenströmenden Reservisten und der Territorialarmee sei jammervoll. Die Leute seien größtenteils ohne Waffen und Uniformen. Auch Mangel an Kanonen mache

sich fühlbar, obschon die Kreuzotwerke Tag und Nacht arbeiten, um das Geschützmaterial zu ergängen.

In Paris herrsche bereits dumpfe, geradezu revolutionäre Gärung, die alle Klassen erfülle. Allgemein sei die Mut gegen die Deputierten, die die Zeit mit Schwätzen vergeuden, statt an Rüstungen zu denken. Gefährlich sei, daß sogar die Polizei von diesem bösen Geist angesteckt wäre. Die Panik wachse nicht allein in Paris, sondern in ganz Frankreich.

„Ich habe“, sagt der Korrespondent, „das Gefühl, im Dunkeln, in einer nicht zu atmenden Atmosphäre, ja eigentlich unter Feinden und in Erwartung einer großen Katastrophe zu leben. Die Russen sind so weit und die Deutschen so nahe. Bereits beginnen viele Leute von Frieden zu sprechen, aber die „Patriotards“ malen den drohenden Verlust von Marokko, Tunis und Algier an die Wand und bezeichnen die Friedensfreunde als deutsche Agenten, und so



Die Ausrüstung der britischen Truppen.

schreien denn alle zusammen, daß sie bis zum letzten Blutstropfen kämpfen werden.“

*

Die Regierung wanderte aus; am 3. September befand sich Präsident Poincaré bereits in Bordeaux und hielt mit den Ministern eine Sitzung ab. Der Einzug in Bordeaux gestaltete sich sehr ruhig, und daß der Präsident bei seiner Abfahrt aus Paris Gegenstand stürmischer Ovationen gewesen wäre, ist auch in französischen Blättern nicht behauptet worden.

Die Bevölkerung von Paris befolgte, soweit sie dazu imstande war, das Beispiel der Regierung: es begann ein Massenauszug aus der Hauptstadt. Einer Schilderung dieser Flucht entnehmen wir das Folgende:

In der sogenannten militärischen Zone von Paris hielt sich, in Bretterverklüden oder in einstöckigen Häusern, eine Bevölkerung von etwa hunderttausend Seelen auf, als der Befehl erging, diese Zone lei zu räumen. Damit begann auf einzelnen Straßen von Paris der traurigste Auszug, den man sich denken kann. Männer, Frauen, Kinder inmitten ihrer kümmerlichen Habe und mit allem, was sie hatten mitnehmen können, zogen auf mächtigen Wagen einer unbekannten, erhofften oder versprochenen Zuflucht zu, einer ungewissen Zukunft und dem Elend entgegen. Die meisten hatten alles verloren, ihr Antlitz war fahl, die Augen starrten ins Leere. Mehrere Tage dauerte der Zug. Er schien nicht zu enden. Das Herz trampelte sich zusammen bei diesem Anblick, und viele Frauen weinten. Die Haustiere, die nicht hatten mitgenommen werden können, Kühe, Pferde, Ziegen, Kaninchen und Hühner, wurden ins Freie gelassen. Nun irren sie umher, und die Soldaten der nahen Forts holen sich bald ein Huhn, bald ein Kaninchen für die Küche. Der trostlose Anblick, den die Umgebung von Paris bietet, wird vollkommen durch das Verschwinden der Bäume, welche die Straßen säumten, namentlich der prächtigen Platanenallee gegen Saint-Denis.

Während der düstere Zug vorbeimarshierte, drängte ein anderer Strom in die Bahnhofe der Nord-, Ost- und Westlinien. Es waren die vor dem Anmarsch der Deutschen flüchtenden Belgier und Franzosen. Sie warteten auf Weiterbeförderung und lagerten inzwischen in den Bahnhöfen. Von den Bahnhöfen aus werden sie nach und nach in provisorischen Quartieren untergebracht und dann in die südwestlichen Departements abtransportiert. Und so geht das fort und stimmt nicht ab seit vierzehn Tagen.

In den Quartieren des Mittelstandes und der Reichen sind fast alle Fensterläden geschlossen. Man sieht in einer verlassenen Stadt, wo die Automobile nur spärlich fahren, wo die Omnibuswagen verschwinden und nur wenige Straßenbahnen zu sehen sind. Ein Berichterstatter schätzt die Zahl derer, die Paris bis zum 7. September verlassen haben, auf eine Million. Geht man gegen das Zentrum Frankreichs, so begegnet man einem neuen von Osten her flutenden Strom von Flüchtlingen. Lange Verwundetenzüge kreuzen sich mit Jüngen, die Militär in die Front führen. In den letzten Tagen wurden die Reservisten, die, weil man sie nicht ausrücken konnte, entlassen worden waren, wieder einberufen, zur selben Zeit, da die Jahrestafel 1914, etwa 250.000 Mann, unter die Fahnen mußte. Frankreich bietet das Bild eines ungeheuren Umzuges. Es scheint, daß niemand an seinem Ort bleiben will oder kann. Überall, wo man hingeht, herrscht unbeschreibliches Ge-

dränge, und man hörte in Lyon den Bahnhofsvorstand sagen, die Mobilisation sei nichts gewesen im Vergleich zu dem, was sich in diesen Tagen abspielte.

Die Pariser Polizei hatte Vorkehrungen gegen den Ausbruch einer Panik getroffen. Sie hatte den Zeitungsverkäufern absolute Stummheit auferlegt, es wurde nicht mehr ausgerufen, die Überschriften in den Zeitungen durften nicht über zwei Spalten breit sein.

Der Gemeinderat erklärte offiziell, um weniger Leute im Falle einer Belagerung zu ernähren, wer die Mittel habe, solle mit seiner Familie aus Land gehen; alle Formalitäten zum Verlassen der Stadt waren aufgehoben. Daraufhin hat in allen Bahnhöfen eine wahre Völkerwanderung eingesetzt. Das sonst so laut gewesene Paris ist völlig verstummt.

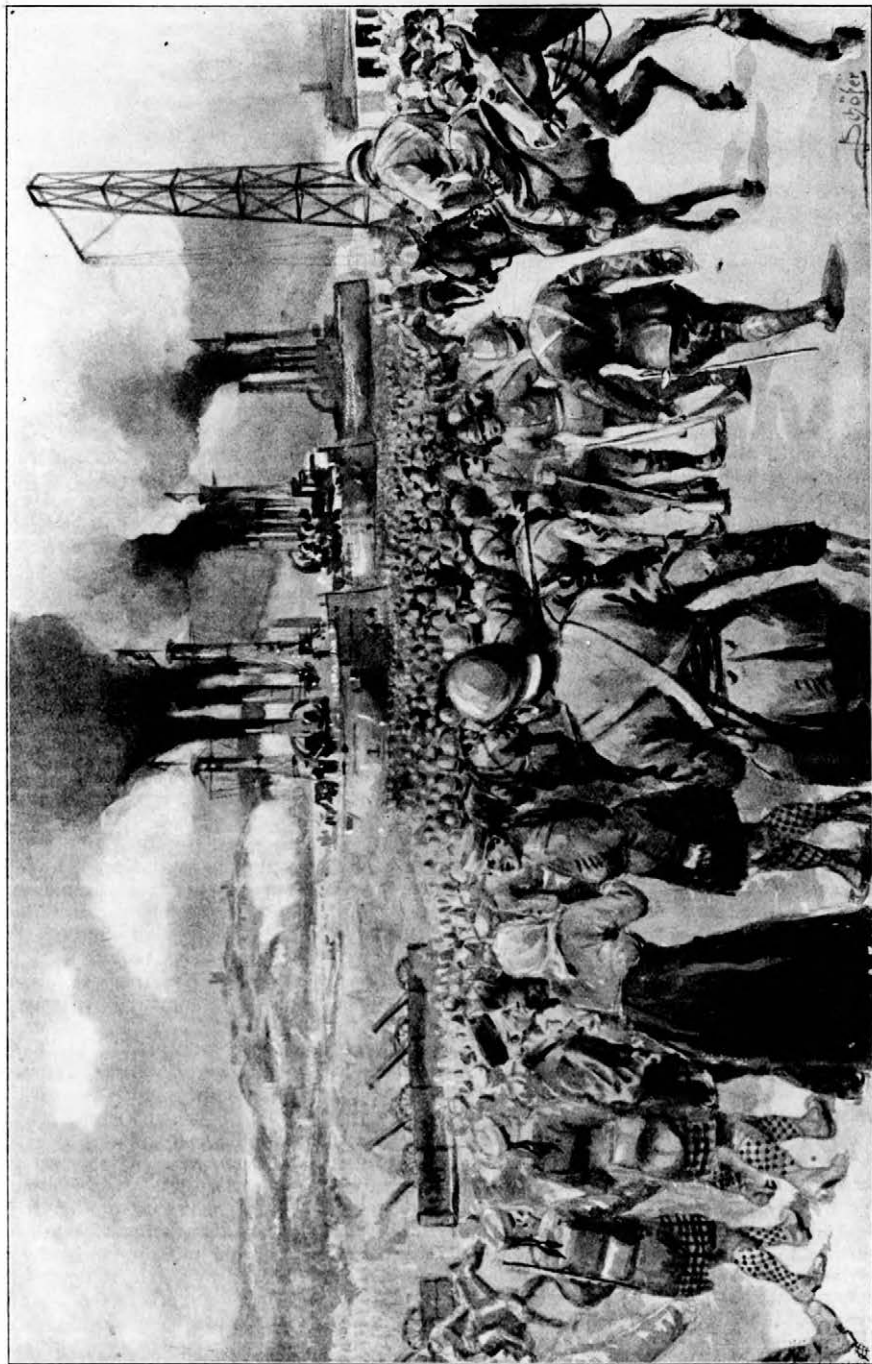
In verschiedenen Pariser Blättern hatten ernste Stimmen bereits gefordert, Paris als offene Stadt zu erklären; um die Schrecknisse der Belagerung zu vermeiden; dagegen erhoben aber die Nationalisten ihre Stimme.

Der italienische Publizist Luigi Barzini gab im „Corriere della Sera“ eine pittoreske Schilderung des Paris von Anfang September, das er als „in Erwartung der Preußen“ stehend bezeichnet:

Um halb 10 Uhr schließen auch die wenigen Restaurants, welche heute noch ihre Gäste betreten, ihre Pforten. Die berühmtesten Zentren des Nachtlebens sind einer wahrhaft köstlichen Stille verfallen. Montmartre mit seinen Kuppeln sieht im Mondlicht; aus wie eine ferne Stadt des Ostens. Die Place Blanche, die wie ein Hofpavillon leuchtete und in der ein Pandämonium von Musik und Tanz aufgeführt wurde, ist so wenig beleuchtet und so harmlos wie der Kirchplatz eines Dorfes. In der alltäglichen Finsternis gleicht der Moulin Rouge einer kleinen Kirche mit Glockenturm. Die Rue Royale ist vereinigt wie ein abgelegener Hof. Maxim schließt seine Tore mit der Büntlichkeit eines Krämers, nachdem er seinen letzten Brasilianer vor die Tür gesetzt hat. Die alten Klubmänner, die unerbesslichen Boulevardiers gehen vor zehn Uhr schlafen und schaffen sich einen Vorrat von Gesundheit an. Die Munizipalität benützt die Zeit des verminderten Verkehrs und reißt alle Straßen zugleich auf, um Reparaturen vorzunehmen. Nachts sind Hunderte von Gruben und Steinpraniden mit kleinen Laternen versehen und dies ist in vielen Stadtteilen die einzige Straßenbeleuchtung.

Die Stille der Pariser Nacht wird vom Zeit zu Zeit unterbrochen durch ein unbestimmtes Geräusch, das zuerst von fern erklingt, dann immer näher kommt und zuletzt sich als schweres Poltern beladener Wagen, Huftritte zahlloser Pferde oder den rhythmischen Schritt der Infanterie erkennen läßt. Es sind Soldaten, die, vom Süden oder vom Westen kommend, Paris betreten und es im Norden verlassen. Frühmorgens ist keine Spur von ihnen vorhanden, man glaubt, geträumt zu haben. Einmal ist es Kavallerie, welche die dunklen Straßen noch mehr verunstet. Der Tritt der Hufe auf dem Asphalt klingt beinahe wie gedämpftes Trommeln. Man hört das feine Anklagen der Säbel, das Knirschen der Sättel, das leise Klirren von Metallteilen, aber nicht eine einzige Stimme. Die Fenster werden geöffnet, unter die Haustüren treten Frauen mit Pateten und Bäckchen in den Händen, die sie den vorüberziehenden Reitern stumm reichen, keinen Dank abwartend. Sie bieten nicht nur Schwaren dar, sondern auch Hemden, Strümpfe, Taschentücher. Alles kommt dem Soldaten, er ist arm wie ein Bettelmönch.

Manchmal ziehen auch lärmende Truppen vorüber. Sie sprechen und schreien in einer unverständ-



Die Einföhrung englischer Gruppen in Pover.

Nach einer Originalzeichnung von N. Zahler.

lichen Sprache, laufen, springen, werfen den freien Arm herum, lachen und seufzen zugleich. Es sind Turkos mit weiten roten Hosen, Firaisseurs in orientalischer Tracht, deren einfüßiges Schneeweiß grau geworden ist, Goumiers in arabischen Mänteln. Auf den Köpfen Turban und Fez, die Gesichter schwarz, olivenfarbig, gelb — Afrika auf dem Boulevard Sebastopol. Hinter den Truppen kommt der Train — phantastische Formen ziehen näher — es sind schwerbeladene Kamele in langer Reihe mit ihrem wiegenden Gang und ihrer feierlichen Art, die sich zugleich gelangweilt und hochmütig gibt. Man ruft auf allen Seiten: Es sind wirkliche Kamele! Man hat bisher in Paris nur meta-

phorische Kamele kennen gelernt. Die Treiber rufen ihnen islamitische Schimpfworte zu, um ihren Gang zu beschleunigen. Es ist eine Karawane aus der Sahara, die sich gravitätisch auf dem Boulevard de Strasbourg fortbewegt. . . .

Der Siegestaumel, in den sich die Pariser Bevölkerung in den Mobilisierungstagen durch die Presse hineinheizen ließ, hatte nicht lange vorgehalten; ihm folgte eine schreckliche Ernüchterung.

*

Die Hilfe der Farbigen für England und Frankreich.

Das stolze Großbritannien, das man bis zum Ausbruch des Krieges als die unduldsamste Vertreterin des Rassenproblems ansehen mußte, hatte sich, verblendet von dem Gedanken, Deutschland zu zerschmettern, so weit gedemütigt, daß es im Osten die gelbe Rasse gegen den Feind zu Hilfe rief. Die Politiker Englands blieben aber nicht auf halbem Wege stehen: sie gingen auch bei den Kolonien um Soldaten betteln, und zwar auch um Farbige. Jeder Engländer würde es als eine unerhörte Schmach empfunden haben, wenn man ihm zugemutet hätte, mit einem eingebornen Inder im gleichen Eisenbahnwagen zu fahren, aber der stolze Staat ließ sich herab, als sich die Anzulänglichlichkeit der eigenen und der französischen Truppen gezeigt hatte, Farbige für des Reiches Rettung auf europäischen Schlachtfeldern kämpfen zu lassen.

Nach den Niederlagen der englisch-französischen Armeen in Belgien und Nordfrankreich richtete König Georg folgenden Aufruf an die britischen Kolonien:

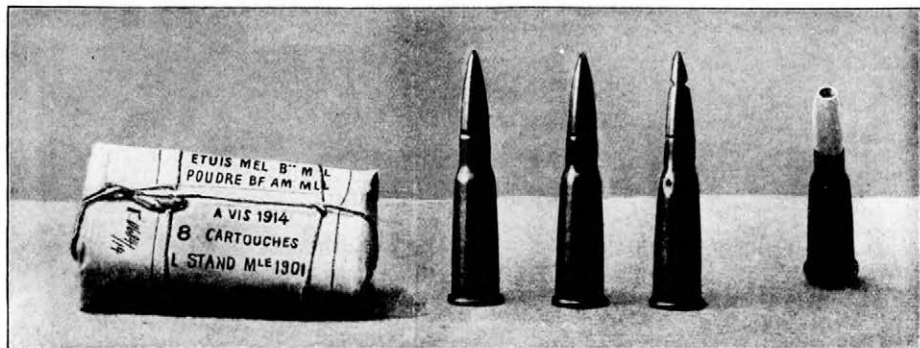
„In den letzten Wochen haben sämtliche Völker meines Reiches, des Mutterlandes und der Kolonien, sich geeinigt, um einem Angriff ohnegleiches auf Kultur und Weltfrieden (!) die Spitze zu bieten. Ich habe diesen unseligen Kampf nicht gesucht, im Gegenteil, meine Stimme hat sich immer zugunsten des Friedens erhoben. Meine Minister haben alles versucht, um die Spannung zu vermindern und die Schwierigkeiten zu beseitigen. Konnte ich mich abseits halten, als gezeichnete Verträge, woran auch mein Reich sich beteiligte, vernichtet, Belgiens Gebiet verlegt, seine Städte zerstört, Frankreich mit Untergang bedroht wurde? Ich würde dann meine Ehre geopfert und die Freiheit meines Reiches und der Menschheit dem Untergange geweiht haben.

Es freut mich, daß alle Teile meines Reiches meinen Entschluß billigen. Großbritannien und mein ganzes Reich betrachten die absolute Respektierung des einmal gegebenen Wortes

in Verträgen, welche von Fürsten und Völkern unterzeichnet wurden, als ein gemeinames Erbe. Meine überseeischen Völker zeigten, daß sie dem ersten Entschluß, welchen ich fassen mußte, zustimmen, indem sie mir Hilfe versprachen. Ich bin stolz darauf, der ganzen Welt zeigen zu können, daß meine Völker in den Kolonien ebenso fest entschlossen sind als diejenigen in meinem Königreich, die gerechte Sache bis zum befriedigenden Ende zu verteidigen. Damit ist die Einigkeit des Reiches glänzend ans Licht getreten.“

In der Tat, Inder, die für die Neutralität Belgiens in den Kampf getrieben werden, Australier und Kanadier, die für Frankreich und die heiligsten Güter der Kultur kämpfen müssen — welsch ein Zeugnis für die Einigkeit des Imperiums! Mit den Afrikanern allerdings ging die Sache nicht so glatt, wie wir später sehen werden.

Die Anwerbungen in England gingen nicht nach dem Wunsche der Regierung vorstatten, und Frankreich drängte auf die zugesagte Unterstützung desto vernehmlicher, je mehr sich die deutschen Truppen Paris näherten. Mit allen Mitteln suchte man in England selbst Rekruten zu pressen. Die Unternehmer wurden veranlaßt, alles, was irgend für die Armee in Betracht kommen konnte, auf die Straße zu werfen und dadurch zu zwingen, in die Armee einzutreten. Das Ministerium für Selbstverwaltung (Local Government Board) erließ an die Armenräte neue Instruktionen, wonach waffenfähigen Männern jede Armenunterstützung zu verweigern war. Sie sollten eben zum „freiwilligen“ Eintritt in die Armee gezwungen werden. Die Zahl der Leute, die sich an die Armenpflege wenden mußten, wurde aber täglich größer, weil die an und für sich große Arbeitslosigkeit noch dadurch gesteigert wurde, daß viele Großbetriebe ihre unverheirateten jungen Arbeiter in der ausgesprochenen Absicht entlassen, so der Armee neue Rekruten zuzuführen. Ähnlich verfahren viele wohlhabende Familien



Dummgewehre mit französischer Originalpackung.

Rechts ein Dummgewehr Modell 1906, Meistern mit Ausbohrung. Links französische Lebel Patronen, deren Geschosse an der Spitze abgefeilt oder eingekerbt sind, um die Verwendung grantziger zu machen.

mit ihrem männlichen Dienerpersonal. Trotz aller Bemühungen der führenden Klassen wollte eben der gemeine Mann in England nicht einsehen, weshalb er sich nach Frankreich auf die Schlachtbank führen lassen sollte.

Also heran mit den Farbigen! Am 28. August teilte Lord Kitchener im Oberhause mit, daß, abgesehen von den Verstärkungen, welche demnächst von England nach dem Kontinent abgehen sollten, beschlossen worden sei, die englische Armee in Frankreich durch die Zuführung von Truppen aus Indien zu vergrößern. Selbstverständlich mußten diese indischen Truppen sich aus den Beständen der Eingebornenarmee zusammensetzen, da der Islam in Indien nicht ohne den Druck der königlichen Truppen gelassen werden konnte. Die Shits und Gurkhas, die von Indien nach Europa geschickt wurden, waren die einzig abtömmlichen Truppen; ihnen blieb es vorbehalten, die Scheußlichkeiten der asiatischen Kriegsführung nach Europa zu verpflanzen, was umsoweniger nötig gewesen wäre, als Engländer und Franzosen sich zum Teil als sehr wenig europäisch erwiesen, wenn man zum Vergleich nicht etwa einige Balkanvölker heranziehen will.

Auch Frankreich bemühte sich nach Kräften, seine Streitkräfte durch Heranziehung von Afrikanern zu vermehren — trotz der Erfahrungen, die man im Kriege 1870/71 gemacht hatte. Ende August schrieb darüber ein amerikanischer Berichterstatter aus Lyon:

Was jetzt an afrikanischen Wilden nach Frankreich geschafft wird, davon macht man sich außerhalb dieses Landes absolut keinen Begriff. Von Algerien, Tunesien, Marokko bis hinab zum Kap der Guten Hoffnung wird es wohl kaum noch einen Volksstamm geben, der, sofern er unter französischer, englischer oder belgischer Herrschaft steht, nicht Krieger an Frankreich abgeben würde. Die Feinde Deutschlands handeln offenbar nach dem Grundsätze der Warenhausbesitzer: die

Masse soll es schaffen! Auch die Anwendung dieses Grundsatzes ist nur ein Zeichen mehr, daß die Regierenden, die ihn anwenden, und die Regierten, die auf ihn bauen, nicht mehr fähig sind, sich Rechenschaft von ihrem aberwitzigen Tun abzulegen. Es mögen jetzt schon an 200.000 farbige „Soldaten“ auf französischem Boden stehen. Lyoner Blätter sprechen von schon dreiertel Millionen. Aber die sehen in ihrer geistigen Trunkenheit doppelt, dreifach und vierfach.

Was in aller Welt diese Gattung Soldaten gegen einen so furchtbaren Feind, wie es die Deutschen schon für die gewiß nicht schlecht gedrückten Franzosen sind, anfangen will, darüber ist man sich, scheint's, auch in den leitenden Kreisen des Generalstabes noch nicht klar geworden. Uniform und Schuhwerk hat man noch nicht einmal für die regulären französischen Truppen zur Genüge übrig. An Waffen fehlt es schon längst. Man ist jetzt dabei, die Waffenladen auch in Italien aufzukaufen.

In Lyon wimmelt es von Bußkleppern, Hotentotten, Kongonegern, Marokkanern. Doch, wer kennt die Völker, nennt die Namen...! Wollen Frankreich und England eine große Afrikanerchau veranstalten? Es heißt, man will sie in die Feuerlinie vorführen, damit sie „den Feind beunruhigen, mürebekamen, verwirren, peinigern“, schreibt der „Lyon Républicain“, und die anderen schreiben's nach und alle, alle glauben es! Auf den Glauben allein stützt sich ihre Hoffnung. Niemand wagt heute mehr, diesen Glauben zu erschüttern. Niemand hat den Mut dazu, weil er nur zu gut weiß, daß an die Stelle des Glaubens nur noch die Revolution, der Umsturz alles Bestehenden, der Untergang treten kann. In der Verbreitung des unglaublichsten Wahnsinnes liegt Methode. Man wirft ihn als letzten Rettungsanker aus. Frankreich erliegt in der Lüge. Es ist ein einziges langes, ungeheuerliches, gegenseitiges Sichabtschlagen durch Lug und Betrug. Die Rückkehr der Wahrheit hat man sich abgekümmert.

Es ist unmöglich, einzelne Bilder des unbeschreiblichen Elends festzuhalten. An Schlaf denkt kein Mensch mehr. Man hungert, dürstet, tiert bläse in den blauen Himmel, läßt sich von der Reienwelle der Leidensgenossen und Soldaten beiseite schieben, läßt sich stoßen, treten, töten. Man hat den Willen zu leben verloren. Ich frage mich: Hat es jemals in einem Lande so viel Elend in tausendfacher Gestalt gegeben? Jemals, so lange die Sonne scheint? Jemals, so viel Elend wie jetzt in Frankreich? Nein, dies Elend kann nirgends

überboten werden. Und ich sehe es nur im Süden Frankreichs Leute, die aus dem Norden kommen, versichern, im Süden könne man endlich zur Befinnung kommen.

Gewiß ein düsteres Bild! Ganz so untauglich aber, wie der Berichterstatter glaubte, wa-

ren die Farbigen auf dem Kriegsschauplatz doch nicht; als Kanonenfutter taugten sie, und zu heimtückischen Überfällen konnte man sie brauchen, und sie brachten auch gleich die Köpfe der Gefallenen mit.

Dumdumgeschosse.

Es ist in den mitgeteilten Berichten schon wiederholt davon die Rede gewesen, daß die Engländer und Franzosen Dumdumgeschosse zur Anwendung brachten. Der Ruhm dieser teuflischen Erfindung, die den Feind nicht nur kampfunfähig machen, sondern auch noch in gräßlicher Weise zerfleischen soll, gebührt den Engländern, die auf diese Weise in ihren Kolonien abendländische Kultur verbreiteten. Auch die französische Armee suchte auf diese Art der „deutschen Barbarei“ beizukommen. In der Festung Longwy wurden Kisten mit Geschossen gefunden, die vorn eine mechanisch hergestellte Abplattung zeigten. Der Stahlmantel war entfernt, das Blei lag offen. Beim Einschlag deformierte sich das Geschos und mußte demgemäß gräßliche Wunden verursachen.

Am 28. August wurde in Berlin folgende amtliche Mitteilung verlautbart:

„Nach dienstlichen Meldungen sind sowohl bei den Franzosen wie bei den Engländern in den Taschen von gefallenen und verwundeten Soldaten zahlreiche Dumdumgeschosse gefunden worden.

Wir werden gezwungen sein, gegen die Verwendung dieser völkerrechtswidrigen Geschosse mit Gegenmaßregeln allerhöchster Art vorzugehen.“

Am 2. September erfolgte folgende amtliche Veröffentlichung:

Unsere Armeen nahmen, wie schon berichtet, gefangenen Franzosen und Engländern bei tausend Infanteriepatronen mit vorn tiefausgehöhlten Geschosspitzen ab. Die Patronen befanden sich zum Teil noch in der mit dem Fabrikstempel versehenen Verpackung. Die maschinengemäße Anfertigung dieser Geschosse ist durch Zahl und Art unzweifelhaft festgestellt. Im Fort Longwy wurde eine derartige Maschine vorgefunden. Die Patronen wurden also von der Heeresverwaltung den Truppen in dieser Form geliefert.

Gefangene englische Offiziere versichern auf Ehrenwort, daß ihnen als Munition für ihre Pistolen ebenfalls derartige Geschosse geliefert worden seien.

Die Verwundungen unserer Krieger zeigen die verheerende Wirkung dieser Dumdumgeschosse. Während in Frank-

reich und England in grober Verletzung der Genfer Konvention derartige Geschosse zugelassen werden, deren Verwendung ein Merkmal barbarischer Kriegsführung ist, beobachtet Deutschland die völkerrechtlichen Bestimmungen genau. Im gesamten deutschen Heer wird kein Dumdumgeschos verwendet.

Eine weitere Meldung aus dem deutschen Großen Hauptquartier belagte:

Immer wieder finden unsere Truppen auf der ganzen Front bei gefangenen Franzosen und Engländern Dumdumgeschosse in fabrikmäßiger Verpackung, so wie sie von der Heeresverwaltung geliefert worden sind. Diese bewußte grobe Verletzung der Genfer Konvention durch Kulturvölker kann nicht scharf genug verurteilt werden. Das Vorgehen Frankreichs und Englands wird Deutschland schließlich zwingen, die barbarische Kriegsführung seiner Gegner mit gleichen Mitteln zu erwidern.

Beim Empfang der Vertreter der ausländischen Presse zeigte der Vertreter des Generalstabes in den Taschen französischer Soldaten gefundene Dumdumgeschosse, die teils auf maschinellem Wege, an der Spitze mit einer fünf Millimeter weiten und sieben Millimeter tiefen Bohrung versehen, teils eingekerbt, teils an den Spitzen abgekniffen und sogar gespalten sind. Der Vertreter des Generalstabes zeigte ein Originalpaket mit Dumdumgeschossen vor.

Der Berichterstatter eines Berliner Blattes im Großen Hauptquartier meldete:

Ich habe in Fort Montmédy in den Geschoskammern unzählige Dumdumpatronen gefunden. In Montmédy waren die Patronen noch so verpackt, wie sie von der Fabrik kamen. Die Geschosse sind maschinenmäßig ausgebohrt. Das Loch an der Spitze ist über einen Zentimeter tief und einen halben Zentimeter breit. Ich fand auch bei gefallenen französischen Soldaten und Turkos in den Patronentaschen abgefeilte Geschosse. Im Felde herrscht flammende Empörung gegen diese Bestialität einer Kulturation.

Unter den völkerrechtlichen Abmachungen, die der Humanisierung des Landkrieges gelten, ist das Verbot der Anwendung von Spreng- und ähnlich wirkenden Geschossen eines der äl-

testen. Schon die Petersburger Konvention von 1868 enthielt diesen Gedanken. Auf der ersten Haager Konferenz von 1899 wurde das Verbot in zweierlei Form ausgesprochen. Einmal in dem Kapitel über die Gebräuche des Landkrieges. Im Artikel 23 heißt es: „Abgesehen von den durch Sonderverträge aufgestellten Verböten ist namentlich untersagt: . . . der Gebrauch von Waffen, Geschossen und Stoffen, die geeignet sind, unnötigerweise Leiden zu verursachen.“ Dieses Abkommen wurde von Frankreich, Großbritannien und Belgien unterzeichnet. Überdies wurde als Anhang zur Konvention eine Reihe von Erklärungen der Signatarmächte ausgetauscht, deren dritte lautet: „Die vertragsschließenden Mächte unterwerfen sich gegenseitig dem Verbote, Geschosse zu verwenden, die sich leicht im menschlichen Körper ausdehnen oder platt drücken, derart wie die Geschosse mit hartem Metall, das den Kern nicht ganz umhüllt oder mit Einschnitten versehen ist.“ Diese Erklärung wurde 1899 von Belgien und Frankreich unterzeichnet, nicht aber von Großbritannien. Auf der zweiten Haager Konferenz von 1907 wurde diese Erklärung erneuert, und diesmal trat ihr auch England bei. Die Regeln über die Gebräuche des Landkrieges, die 1907 erneuert wurden, enthalten außerdem das oben angeführte Verbot des Artikels 23 der 1899er Haager Konvention neuerlich im Wortlaute. Auch die zweite Haager Konvention ist von England, Frankreich und Belgien angenommen. Die Verwendung der Dummdummgeschosse durch die Gegner Deutschlands auf dem westlichen Kriegsschauplatz war also ein offener Bruch völkerrechtlicher Vereinbarungen.

Ein Telegramm Kaiser Wilhelms an den Präsidenten Wilson.

Die Beweise für die systematische Verwendung von Dummdummgeschossen häuften sich und erweckten in Deutschland und Österreich-Ungarn flammende Empörung. Kaiser Wilhelm telegraphierte an den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, Wilson:

„Ich betrachte es als meine Pflicht, Herr Präsident, Sie als den hervorragendsten Vertreter der Grundsätze der Menschlichkeit zu benachrichtigen, daß nach der Einnahme

der französischen Festung Longwy meine Truppen dort Taufende Dummdummgeschosse entdeckt haben, die durch eine besondere Regierungsverstärkung hergestellt waren. Eben solche Geschosse wurden bei getöteten und verwundeten Soldaten sowie bei Gefangenen, auch britischer Truppen, gefunden.

Sie wissen, welche schrecklichen Wunden und Leiden diese Kugeln verursachen und daß ihre Anwendung durch die anerkannten Grundsätze des internationalen Rechtes streng verboten ist.

Ich richte daher an Sie den feierlichen Protest gegen diese Art Kriegführung, welche dank den Methoden unserer Gegner eine der barbarischsten geworden ist, die man in der Geschichte kennt.

Nicht nur haben sie diese grausamen Waffen angewendet, sondern die belgische Regierung hat die Teilnahme der belgischen Zivilbevölkerung an dem Kampf offen ermutigt und seit langem sorgfältig vorbereitet.

Die selbst von Frauen und Geistlichen in diesem Guerillakrieg begangenen Grausamkeiten auch an verwundeten Soldaten, Arztpersonal und Pflegerinnen (Ärzte wurden getötet und Lazarette durch Gewehrfeuer angegriffen) waren derartig, daß meine Generale endlich gezwungen waren, die schärfsten Mittel zu ergreifen, um die Schuldigen zu bestrafen und die blutdürstige Bevölkerung von der Fortsetzung ihrer schimpflichen Mord- und Schandtat abzuhalten.

Einige Dörfer und selbst die alte Stadt Löwen, mit Ausnahme des schönen Stadthauses, mußten in Selbstverteidigung und zum Schutze meiner Truppen zerstört werden.

Mein Herz blutet, wenn ich sehe, daß solche Maßregeln unvermeidlich geworden sind, und wenn ich an die zahllosen unschuldigen Leute denke, die Heim und Eigentum verloren infolge des barbarischen Betragens jener Verbrecher.“

Was die Wirkung der Dummdummgeschosse anlangt, ist ein amtlicher Bericht von Interesse, den der schwedische Arzt Dr. Ekgren über seine Beobachtungen an deutschen Verwundeten veröffentlichte. Es heißt in dem Aktenstück:

Zurückgekommen von einer mit amtlicher Erlaubnis unternommenen kurzen Reise, die



Generaloberst Helmuth v. Moltke,
Chef des Generalstabes der deutschen Armee.

mich von Berlin auch nach Frankfurt am Main und nach der Festung Mainz führte, um in Deutschland einige Lazarette zum Studium von Verwundungen zu besuchen, halte ich es für meine unabweisliche Pflicht, zu berichten, daß ich sowohl in den Krankenhäusern Frankfurts wie im Festungsgarnisonlazarett Mainz verwundete deutsche Soldaten gesehen und untersucht habe, deren Verletzungen derartig schwer waren und deren Wunden (mit kleiner sowohl Einschuß- wie Auschußöffnung und mit gewaltiger explosionsähnlicher Zerstörung im Innern des Wundkanals selbst) einen so eigenartigen Charakter trugen, daß man mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit annehmen kann, es seien in diesen Fällen stumpf gemachte und sogar ausgehöhlte Projektile oder sogenannte Dumdumgeschosse völkerrechtswidrig verwendet worden.

Auf welche Entfernung die Schüsse abgefeuert worden sind, spielt ja erfahrungsgemäß eine große Rolle; auch ist ja die Frage von Querschüssen von einem gewissen Gewicht, doch dürfte sie in den eben genannten Fällen kaum von größerer Bedeutung sein. Das mir in einem Falle (städtisches Krankenhaus in Sachsenhausen) gezeigte Röntgenbild legt auch meiner Ansicht nach für die deutliche Einwirkung der im Innern der Wunde stattgefundenen Explosion ein heredites Zeugnis ab.

Außerdem sei erwähnt, daß eine Reihe von verwundeten deutschen Soldaten mir bei derselben Gelegenheit offen und freiwillig erklärten, sie fanden auf den französischen und den belgischen Schlachtfeldern bei gefallenem Fein-

den und auch sonst Dumdumgeschosse vor. Ja, ein beim nächtlichen Sturmangriff bei Vitry schwerverwundeter Landwehrmann gibt sogar mit Bestimmtheit an, bei Montmédy eine ganze Kiste voll von im allgemeinen in verpackten französisch gestempelten Paketen verpackten Patronen mit Dumdumgeschossen gesehen zu haben. Er will auch eine Handvoll davon mitgenommen und in einen Tornister gesteckt haben; dieser ging ihm aber im Kampfgetümmel verloren. Seine eigene Verwundung stammt augenscheinlich von einem Dumdumgeschoss her.

In meinem Besitz ist auch gegenwärtig ein mir von einem anderen Verwundeten geschenktes kleines Dumdumgeschoss, das von ihm am 9. September bei Vitry aus einem auffallend großen Revolver eines gefallenen französischen Offiziers herausgeholt wurde. Dieses Geschoss zeigt die gewöhnliche Form von Dumdumgeschossen, etwa vier Zentimeter hoch und etwa anderthalb Zentimeter im Durchmesser, vorn an der Spitze in breiter Form etwa einen halben Zentimeter quer abgestumpft und kraterähnlich bis zu einer Tiefe von etwa einem Zentimeter ausgehöhlt; es ist mit Ausnahme der Spitze von einer Nickelkapsel umgeben und trägt unten an der Basis die gestempelten Buchstaben „T E“, wahrscheinlich die Fabrikmarke, denn es ist sicher Fabrik- und keine Handarbeit. Letzteren Typus mit einer wahrscheinlich mit einem Taschenmesser gemachten Aushöhlung habe ich auch gesehen. Verstümmelungen zu beobachten, war ich selbst nicht in der Lage; es wurde mir aber von einer Reihe von Verwundeten von solchen erzählt.



Bayerische Chevaulegers in Frankreich.

Es muß noch besonders hervorgehoben werden, daß alle diese braven Soldaten aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands von einer geradezu betrickenden Glaubwürdigkeit und von einer biedereren, unerschütterlichen Ehrlichkeit waren, die auf mich einen vorzüglichen Eindruck zu machen nicht verfehlt hat, obgleich ich durch einen über sechzehnjährigen früheren Aufenthalt in Berlin das geistig und moralisch hochstehende deutsche Volk kennen gelernt habe.

Sämtliche Soldaten haben sich auch von selbst dargeboten, falls es nötig wäre, ihre Angaben durch einen Eid zu erhärten. Die Namen der von mir hier kurz angegebenen Vermundeten, die Nummern ihres Regiments und ihrer Kompagnie habe ich mir genau notiert.

*

Kaiser Wilhelm hat in seinem Protest an den Präsidenten der Vereinigten Staaten darauf hingewiesen, daß die belgische Bevölkerung von den belgischen Behörden zum Franktireurkrieg veranlaßt worden sei. Ein Berichterstatter jagt darüber:

Der Franktireurkrieg in Belgien ist die Schöpfung einer wohlgedachten behördlichen Organisation. Ich habe selbst gesehen, wie man den Bürgermeister des von uns zerstörten Franktireurortes Clermont einbrachte, wo die Frauen wie wilde Tiere nachts über schlafende Verwundete herfielen und sie in nicht wiederzugebender Weise marterten, bis der Tod sie erlöste. Belgier haben mir erzählt, daß dieser Bürgermeister trotz des inständigsten Abstratens des Ortspfarrers Männer, Frauen und selbst Kinder zum Überfall auf die deutschen Soldaten aufgefordert und mit Waffen versehen hat. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Verteilung von Waffen und Munition an die Zivilbevölkerung systematisch durchgeführt worden ist. Der Mut der Bürger und die Wut gegen Deutschland wurden künstlich durch lügnerische Nachrichten aufgestachelt.



Ein englisches Infanteriebivak auf dem französischen Kriegsschauplay.

Gegen diese Überfälle auf deutsche Soldaten mußte natürlich mit den schärfsten Mitteln eingeschritten werden. Wieviel Besonnenheit und Menschlichkeit aber die deutschen Soldaten noch bei diesen gerechten Vergeltungsmaßregeln übten, zeigen die vielen Kreideaufschriften an geschonten Häusern. So las ich: „Wohnt alte Frau“, „Gute Gesinnung“, „Schonen, haben mir Gutes erwiesen“, „Nur alte Leute“, „Wöchnerin“ usw. Auch in Lüttich war man gezwungen, unnachlässig vorzugehen. Als wir vorgestern dort waren, rauchten noch inmitten der Stadt die Trümmer von zwei Häusern, die man zusammengeschossen hatte, da tags zuvor aus ihnen auf deutsche Soldaten geschossen worden war. Auch die der Provinz Lüttich auferlegte Kriegskontribution wurde sofort aus Anlaß dieses Falles erhöht. Diese prompte Justiz wirkt ausgezeichnet, und ich glaube, daß — vereinzelt Fälle natürlich ausgenommen — der Franktireurkrieg zu Ende ist.

*

Diesen Tatsachen gegenüber aber wagte die französische und englische Presse noch immer von deutschen Grausamkeiten zu sprechen, so daß sich am 28. August der Generalsstab zu folgender Erklärung veranlaßt sah:

„Die deutsche Heeresleitung protestiert gegen die durch unsere Gegner über Grausamkeiten der deutschen Kriegsführung verbreiteten Nachrichten. Wenn Härten und strengste Maßnahmen nötig geworden sind, so sind sie veranlaßt und herausgefordert worden durch die

Teilnahme der Zivilbevölkerung einschließlich der Frauen an heimtückischen Überfällen auf unsere Truppen, durch bestialische Grausamkeiten, die an Verwundeten verübt wurden.

Die Verantwortung für die Schärfe, die in die Kriegsführung hineingebracht wurde, tragen allein die Regierungen und die Behörden des von uns besetzten Landes, die die Bürger mit Waffen versehen und zur Teilnahme am Kriege aufgehetzt haben. Überall, wo sich die Bevölkerung feindseliger Handlungen enthielt, wurde von unseren Truppen weder Mensch noch Gut geschädigt. Der deutsche Soldat ist kein Mordbrenner, kein Plünderer; er führt nur Krieg gegen das feindliche Heer.

Die von ausländischen Blättern gebrachte Nachricht, daß die Deutschen die Bevölkerung des Landes Belgien im Geßicht vor sich hertrieben, ist eine Lüge, die den moralischen Tiefstand ihres Urheberers kennzeichnet. Jeder, der die hohe kulturelle Entwicklung unseres Volkes kennt, wird diese Lüge von vornherein als solche bezeichnen.

v. Moltke."

Nicht die deutsche Armee, sondern die französische hat auf französischem Boden wie die Vandalen gebauft und im eigenen Lande geraubt und geplündert. Den deutschen Truppen fiel folgender Befehl des Kommandanten der ersten französischen Armee in die Hände:

„Oberkommando der ersten Armee. Erstes Bureau, Nr. 790. Hauptquartier, 26. August 1914. Spezialbefehl Nr. 9: Es ist dem Oberbefehlshaber der ersten Armee durch die Stadtbehörde von Rambervillers zur Kenntnis gebracht worden, daß sich Soldaten in dieser Stadt zu Akten der Gewalttätigkeit und Plünderungen haben hinreißen lassen. Diese Handlungen sind um so bedauerlicher und verwerflicher, als sie auf französischem Boden begangen wurden. Der kommandierende General des 21. Korps wird sofort eine Unterjuchung in dieser Angelegenheit einleiten, damit die Urheber dieser Verbrechen dem Kriegsgerichte übergeben werden können. Gezeichnet Dubail.“

Mit diesem Dokument wurde die insbesondere bei der Armee des deutschen Kronprinzen gemachte Wahrnehmung, daß die französischen Truppen sogar im eigenen Lande plündern und rauben, von amtlicher französischer Seite bestätigt.

Später schrieb die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“:

Die französische Armee hat sich auf französischem Boden der schwersten Übergriffe gegen die Bevölkerung, der Plünderung und Brandstiftung, schuldig gemacht. Das Beweismaterial dafür ist in Gestalt scharfer Warnungen der französischen Kommandostellen in die Hände

der deutschen Truppen gelangt. Der folgende Befehl des Armeeeberkommandanten Joffre redet eine deutliche Sprache!

Großes Hauptquartier der Ostarmee.

Generalstab, Hauptquartier.

Erstes Bureau Nr. 3190. 1. September 1914.

Ich erhalte Bericht darüber, daß in unserem Rücken Banden von Soldaten geplündert und Gewalttaten gegen Personen verübt haben. Auf diesem Verbrechen steht gesetzlich Todesstrafe. Das beschleunigte Verfahren der Armeekriegsgerichte wird Ihnen die Möglichkeit geben, die Schuldigen, sobald sie ergriffen sind, mit aller mit den gerichtlichen Formen zu vereinbarenden Raschheit zu bestrafen. Sollte aber die ordentliche Gerichtsbarkeit außerstande sein, Dinge zu verhindern, die unter den herrschenden Verhältnissen Attentate gegen die Nation darstellen, so erinnere ich daran, daß das Militärstrafgesetzbuch, Artikel 129, den Vorgesetzten dazu ermächtigt, ihm Untergeordnete zu bestrafen in „Fällen berechtigter Verteidigung seiner selbst oder anderer, der Heranziehung von Flüchtlingen oder der Notwendigkeit, Plünderung und Verwüstung zu verhindern.“ Es kommt darauf an, von jetzt ab durch exemplarische Strafen Verbrechen ein Ende zu machen, deren Fortdauer das Wohl der Armee in Frage stellen würde. Sie wollen daher nötigenfalls ohne Zögern gemäß dem Vorstehenden die schärfsten Maßnahmen ergreifen, damit auf Soldaten, die sich zusammenrotten und plündern, Jagd gemacht und der Gehorjam erzwungen wird.

J. Joffre.

Übereinstimmende Abschrift zur Ausführung an den Herrn kommandierenden General des 2. Armeekorps.

Auf Befehl: Der Chef des Generalstabes:
Dessens.

Wie war es möglich, daß solche Ausschreitungen vorkommen konnten? Das Rätsel hat sich erst später geklärt, als sich herausstellte, wie in Frankreich die Rekrutierung betrieben wurde. Ein Angehöriger eines neutralen Staates, der sich während der ersten Kriegsmomente in Paris und wiederholt im französischen Hauptquartier befand, erzählt über seine Wahrnehmungen:

Nach einem mehrfachen Besuch der von der Kriegsjurie am härtesten mitgenommenen Gebiete in Nordfrankreich bin ich gezwungen, einigen landläufigen Urteilen über die Kämpfer und Nichtkämpfer auf Seiten der Verbündeten entgegenzutreten. Der Geist des Offizierskorps ist unzweifelhaft gut. Desto schlechter aber ist der Geist der Soldaten, deren Offiziere unter diesem Geist mehr zu leiden haben, als sie es einzugestehen wagen. Wer da will, kann dem Volke mildere Umstände bemitteln. Es ist das Opfer einer ungelösten und von verbrecherischen Triebfebern geleiteten Presse

geworden. Diese darf als der intellektuelle Urheber all der Schändlichkeiten angesehen werden, die auf französischem Boden nicht nur an deutschen Vermundeten und Gefangenen, sondern auch an Franzosen selber, und an diesen in weit größerer Zahl, verübt worden sind, als gemeinlich bekannt ist. Eine Regierungsverordnung vom 1. August hatte die französischen Gefängnisse zu leichtfertig geöffnet. Man braudete Menschenmaterial. Jeder, der unter die Soldaten wollte, war willkommen, auch wenn er noch lottel auf dem Kerbholz hatte. Pariser Blätter belehrten uns, daß die moralisch Schiffbrüchigen nunmehr eine gute Gelegenheit hätten, mit patriotischen Akten Vergangenes vergessen zu machen. Niemand beklagte die nachgerade schrankenlos gewordene Zulassung verbrecherischer Elemente zum Heeresdienst mehr als die Offiziere. Bei Aire an der Vos sah ich einen Oberst verzweifelt die Hände ringen. Am Morgen hatte er vier unsichere Kanonisten seines Artillerieregiments wegen Freigebit vor dem Feinde und Blünderer gefallener Kameraden zum Tode verurteilt. Am Nachmittag wurden ihm weitere Fälle verbrecherischer Akte in einer Abteilung gemeldet, die auf einen vorgehobenen Posten gestellt worden war. Ich glaube, daß Paris die schlechtesten Elemente stellt. Ich stütze mich bei dieser Wahrnehmung auf Angaben zahlreicher Offiziere, die rückhaltlos schärfste Kritik an den Maßnahmen ihres Kriegsministeriums üben. In den letzten drei Wochen haben sich die Fälle von Fahnenflucht namentlich auf dem linken Flügel stark vermehrt. In Neoon traf ich eine Patrouille, die zwei Duzend Deserteurern nachritt. Die Verfolgung der Ausreißer bereitet größte Schwierigkeiten, hörte ich. Sie gehen in das erste beste zerförrte oder verlassene Haus, suchen sich einen Zivilanzug zu verschaffen. „Und dann... huh! sind sie über alle Berge.“ Aber das wäre noch nicht einmal so sehr vom Übel. Im Zivilrock können sie rauben, plündern, brennen, morden und jede Regelagerei treiben. Das Auge des Geheges wacht nicht mehr in den einsamen und verlassenen Dörfern. Die Gendarmenrie ist anderswo derart in Anspruch genommen, daß jetzt für die Verbrecher die goldene Erntezeit gekommen ist. „Glauben Sie mir, mein Herr,“ erzählte mir ein Patrouillenföhrrer auf dem gemeinamen Wege, „manch einer aus dem verwünschten Paris, aus dem die schlechte Gesellschaft kommt, hätte nicht im entferntesten daran gedacht, Vaterlandsverteidiger zu werden, wenn er sich nicht gesagt hätte: hier hast du eine nie wiederkehrende Gelegenheit, dein Schäfchen ins trodne zu bringen. Solange wir auf freiem Felde in Baracken liegen, sind wir vor Überraschungen sicher. So wie wir aber in eine größere Ortschaft mit einigen verwüsteten Häusern kommen, dann sind wir darauf gefakt, daß uns wieder einige von den Kerlen abhanden kommen, die im bürgerlichen Leben keine Ehrenmänner sind. Selten rückt ein einzelner aus. Es sind immer ganze Banden, die sich planmäßig zusammentun. Manchmal möchte ich fast glauben, daß man in Paris noch nicht alle Apachen in den ersten Tagen des Krieges für immer beseitigt hat, und daß wir von diesen Plagegeistern heimgesucht werden, die der Schreden des Heeres und der friedlichen Bürger in dem gleichen Maße geworden sind, wie sie sonst der Schreden der Pariser sind.“

Von der Arbeit der Hyänen des Schlachtfeldes und der Blünderer kann man sich in jeder verlassenen Ortschaft überzeugen. Nicht selten sehen die Blünderer bisher unversehrte Häuser, nachdem sie ihre Beute zusammengerafft, in Brand. Auf solche Weise hat manch einsam gelegeneres und von Freund und Feind bisher gleicherweise verschontes Schloß, mancher Edelst, manche schöne Villa mit herrlicher Einrichtung in grauenhafter Verwüstung den Untergang gefunden, während man sich in Frankreich und im Deutschen

Reich um die Urheberchaft der Freveltat in der Presse herumtrittet. Die französische Regierung sollte die Verbrecherwelt besser im Auge behalten lassen, statt Schmähdungen hinüber zu werfen. Aber um die Räuber und Mordbrenner schärfer zu kontrollieren, gehört ein viel größeres Kontingent von Polizisten und Gendarmen, als es Frankreich jetzt zur Verfügung hat. Wir sind auf der Rückfahrt von Compiegne nach Paris wohl an die hundertmal von Individuen von zweifelhaftem Aussehen angehalten und gebeten worden, diejen oder jenen Schmut für ein Spottgeld zu kaufen. Ich hätte Brillanten, die einige Tausend kosten, für zehn, vielleicht auch für einen Frank ohne weiteres erwerben können, wenn ich mich auf das „Geschäft“ hätte einlassen wollen. Sollten wir sie der Polizei übergeben? Wir hätten lange suchen müssen. Und dann die Scherereien. Schließlich kommt es auf einen Räuber mehr oder weniger in einem Gebiete wirklich kaum noch an, das von der Pariser Verbrecherwelt überflutet ist, seitdem die friedliche Bewohnerschaft ohne Raht und ohne Ziel umhertirt.

Das ist die Lösung des Rätsels. Die verbrecherischen Elemente, die man in das französische Heer eingereicht hatte, brachten Schande über die Armee, die man in ihrer Gesamtheit gewiß nicht für minderwertig ansehen wird. Und diese Schande konnte nicht dadurch wettgemacht werden, daß man „deutsche Greuelstaten“ erfand und die französische Bevölkerung mit erfundenen Berichten in Erregung versetzte.

Die Stimmung in der französischen Armee.

Wie es in der französischen Armee in den ersten Kriegsmonaten aussah, darüber gibt das Tagebuch eines französischen Soldaten, der in deutsche Gefangenschaft geriet, einigen Aufschluß. Der Kommandant des Gefangenenlagers, in dem sich der 30jährige Wehrmann befand, teilte aus der Überzeugung dieser Aufzeichnungen folgendes mit:

12. August. Ankunft in Sens. Ein Soldat kauft Angelschnüre und ein anderer fängt Fliegen! Schlechter Einbruch. Keine gute Nacht. Kein Stroh, die Hüte im Kamin, ein Fußtritt ins Gesicht, man erwacht nicht sehr frisch und langweilt sich.

18. August. Wir werden eingekleidet. Ich habe ein Käppi, welches mir bis zu den Schultern reicht. Es fehlt an Disziplin und an Kenntnissen von leiten der Vorgezogen.

19. August. Exercieren. Wir sind vertiert und verdummt; wir sehen die ersten Kranken und Verwundeten des Krieges.

22. August. Ich komme auf Wahe. Wir verlassen das Seminar (unser bisheriges Quartier). Ein verwundeter Soldat mußte fast ohne Unterkunft sterben, weil er ohne Papiere von den Hôpitalern in Sens nicht aufgenommen wurde, er blieb eine Nacht auf der Straße.

23. August. Baden in der Yonne geweien. Guter Tag. In einem bürgerlichen Hause in Quartier. Ich versehe Dienstverrichtungen wie im Zivil.

25. August. Wir marschieren singend ab, mit Blumen geschmückt.

26. August. Nachts im Waggon bis Donballe und von da 20 Kilometer zu Fuß nach Avancourt. Es gibt nichts zu trinken, es wird auf der Erde geschlafen, Regen.

27. August. Nach einem kleinen Marsch werden wir in das aktive Regiment, welches von der Front zurückkommt, eingeteilt. Nacht in Mablainville.

28. August. Wir marschieren ab, ohne zu essen, obgleich es möglich gewesen wäre. Die Patronenpatete werden geöffnet, es wird in Mablainville biwaktiert.

29. August. Verteilung von mehrmals acht Tage Arrest durch den Kapitän. Die Hitze nimmt wieder zu. Nach dreistündiger Ruhe in der Sonne müssen wir in unser Quartier nach Marc laufen, man bekommt nichts mehr, selbst kein Brot. Um 3 Uhr Aufstehen, Schnupfen.

30. August. Sonntag. Nach einem Eilmarsch in großer Hitze fängt der Kampf bei Jossé an (die Schlächtere).

Die Müdigkeit ist vergessen und man geht guten Mutes vorwärts, einige Jägernde treibt der Kapitän durch Revolverkugeln vorwärts. Es wird in einem Haferfeld biwaktiert. Die Nacht ist kühl, ich kann nicht schlafen. Man sollte glauben, daß man uns zum Schlachten führt (wie ein Stück Vieh), denn man wird getötet und man weiß nicht wie und warum.

31. August. Der Kampf fängt frühzeitig an, blaue Bohnen und Schrapnell's pfeifen vorüber. Der Kampf hört auf und wir nehmen eine andere Stellung ein. Großer Hunger und man stirbt fast vor Durst. Ich habe Nachtpfeifen. Ich kann immer noch nicht schlafen. Mein Mittagessen bestand aus einer rohen gelben Rübe.

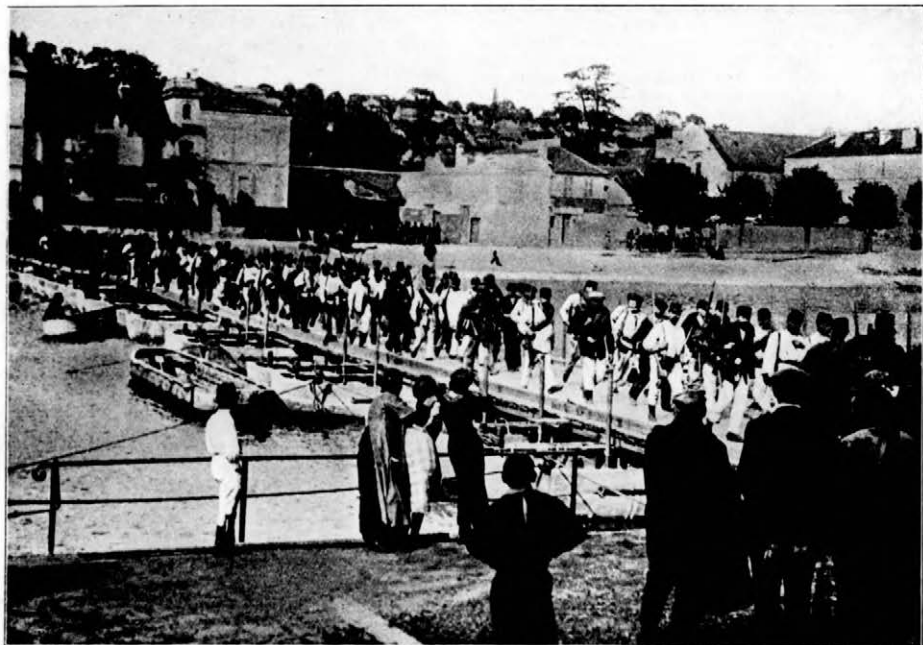
1. September. Nach einem langen Marsch wird ein großer Halt gemacht. Ich benutze die Gelegenheit, um mein Hemd und meine Unterjacke zu trocknen, und bemerke dabei, daß eine Kugel meinen Tornister und meine darin befindliche Wette durchlöchert hat. Wir schlafen in einer Scheune und erholen uns etwas.

3. September. Wir marschieren frühzeitig ab, großer Marsch, langer Halt, und gehen rückwärts nach Auzeville südlich Clermont, wo wir untergebracht werden um 10 Uhr abends. Gute Nacht im Stroh. Unser Abendessen besteht aus gekochten, frischen, weißen Bohnen und einem Viertel Wein.

4. September. Wir marschieren um 4 Uhr ab nach Triancourt. Es wird am Eingang des Dorfes gerastet, und wir sind glücklich, wenigstens guten Wein und schimmeliges Brot, das in den Wein eingebracht wird, zu haben. Es geht jetzt besser. Im Dorfe ruhen wir gut aus. Mein Tornister wird mir entwendet. Mancher hat während der schwierigen Märsche seinen Tornister mit Inhalt und Papiere weggeworfen und nimmt nun den ersten besten. Ich nehme mir vom Wagen auch einen anderen Tornister.

5. September. Wir marschieren um 2 Uhr morgens ab und beziehen Vorposten 400 Meter von Sommeille, denn es sind Manen gemeldet.

6. September. Heute morgens in der Schützenlinie während 20 Minuten ein Granathagel, es ist schrecklich. Man reißt nach allen Richtungen aus. Viele Verwundete, einige Tote. Mittags wird von allen Seiten die schreckliche Katastrophe erzählt. Diejenigen, die es überleben, können von Glück reden, ich zähle dazu. Abends Sammlung der übriggebliebenen. Wir werden von einem Offizier Feiglinge genannt. Ein Leutnant vom 46. Infanterieregiment haut einem Kranken-träger eins herunter, weil er nicht draußen bei den Verwundeten ist, sondern hinter der Front. Ein Gendarmierkapitän und einige Offiziere der Intendantur zogen ihre Revolver heraus und bedrohten alle Soldaten, weil sie glaubten, sie hätten sich auf eigene Faust



Französische Infanterie überschreitet eine Pontonbrücke.



Französische Soldaten vor ihrer Behausung hinter der Schlachtlinie.

D. 34. 3

dem Feuer entzogen. Murren und Drohungen der Soldaten. Die Offiziere schweigen, es war höchste Zeit.

7. September. Wir werden in die Feuerlinie gedrückt durch Gendarmereioffiziere. Heute wird es schlimmer wie gestern. Ich schreibe dies im Granatbeutel. Wir trinken Champagner, von Geflohenen her-rührend, wir ziehen Schützengräben, nachmittags plündern Soldaten (saccagent) Häuser. Ich mache einen kleinen Rundgang. Es etelt mich alles an. Der Keller ist ausgeleert, gute Arbeit! Leider gibt es viele, die sich betrinken. Briefe, Bibliothek, Wäsche, Kinderzimmer, alles durcheinander.

8. September. Keine Nahrungsmittel seit Samstag (5.), zum Glück finde ich in einem Hause Kuchen, Zucker und Schnaps. Wir erholen uns wieder. Wir marschieren weiter unter Führung eines Unteroffiziers und machen weite Wege, ohne zu wissen wohin und warum. Granaten kommen uns auf den Hüften und wir begegnen einer Artillerieabteilung. Ich begrabe drei Tote vom 46. Infanterieregiment. Traurige Beschäftigung. Drei Tage habe ich nichts mehr gegessen. Ich schließe mich einer vorbeimarschierenden Abteilung des 46. Infanterieregiments an und abends finde ich meine Kompanie in Müssen wieder. Plünderung (pillage) der Häuser.

9. September. Ziemlich ruhige Nacht in einem Ackerfeld. Aufwachen durch Granaten und Schrapnells. Ich bin wie ein Wilder geworden. Von dem Eingraben der drei Leichen habe ich die Hände noch voll Blut und esse trotzdem Brot, welches mir ein Artillerist schenkt. Bin ich noch ein denkendes und lebendes Wesen wie die anderen? Ich denke an die Meinigen.

12. September. Etwas frischer erwacht. Man braucht eine Stunde, um warm zu werden, ich hole in dem vier Kilometer entfernten Dorfe Suppe für die Wache und benutze die Gelegenheit, aus einem geplünderten Schlosse einen Eimer Apfelmis mitzunehmen. Abends kommt die zweite Gruppe (400 Mann) der Keiseristen aus Sens an. Wir schlafen in La Nordville zur Dene in einem beschlossenen Dorf auf Heu, von 200 Häusern blieben nur 50 verschont.

13. September. Sonntag 4 Uhr Aufstehen. Wir kommen durch Laimon und Billers-aux-Bents, wohin uns der Feind verfolgt. Wir marschieren weiter nach Lahaincourt und dann Triancourt. Beide Dörfer vollständig zerstört. Abends übernachtet wir in einem Dorfe bei Triancourt, nach einem Marsch von 30 Kilometer.

14. September. Es regnet. Wir marschieren gleich nach 4 Uhr ab bei hartem Regen. Machen ungefähr 15 Kilometer in einem verfluchten Waldweg, wo man bis an die Knie in den Kot sinkt. Niemals bin ich unter solchen Umständen marschiert. Die Maschinengewehrabteilungen bleiben stehen, da die Pferde aus dem Schmutz nicht herauskommen. Als Führer haben wir Köhler. Wir halten große Käse bei Les-Islettes. Was verschlingt man heute nicht alles! Nur der Wein fehlt! Abends fantonieren wir in Islettes. Kohlsuppe und Apfelbrei.

15. September. Wir kommen nach Clermont, alles ist dort in Brand gesteckt worden. Wir werden beglückwünscht, es wird uns gelagt, wir ständen gut. Wir machen einen großen Halt und ruhen gut aus. Ich wache mich tüchtig, und es gibt gute Suppe. Wir fantonieren in Aubréville.

16. September. Wir marschieren frühzeitig ab und machen eine größere Rast. Wir hören nicht auf, zu essen von den aufgefundenen Vorräten der verlassenen Häuser, Haen, Konkernen, Erbsen, Kaffee, Beesteeak, Kartoffelbrei, Kompott und frische Bohnen. Wir kehren nach Aubréville zurück.

17. September. Wir marschieren ab und machen Rast auf demselben Platz wie gestern. Es gibt Huhn mit kleinen Erbsen, dann Boeuf à la mode. Nachmittags Regen. Zum Glück finde ich eine Matte, und wir schlagen ein Zelt auf. Zu bebauern sind bloß die, die sich nicht selbst helfen können. Es wird alles Schmutzige gewaschen, wir selbst auch. Wenn dieses Leben nur so fortbauern würde. Es fängt wieder zu regnen an. Im Abend setzt ein Gewitterregen mit Sturm ein. Man erkaufte fast, und wir müssen in einem Weiengrund campieren, wo zehn Zentimeter Wasser steht. Zum Glück

ist zwei Kilometer entfernt ein kleines Dorf Bourailles, wo wir uns Holz holen und am Wegesrand ein Feuer machen, um uns ein wenig zu trocknen.

20. September. Aufstehen um 6 Uhr. Wir marschieren etwa zehn Kilometer und kommen an einen Waldbrand. Da wir seit zwei Tagen nichts gegessen haben, beißt man sich, zu tochen. Es gibt Vommess frites, dann Suppe mit Konservenfleisch. Es wird so viel gegeben, daß ein Kamerad krank dabei wird. Wir bauen eine hübsche Hütte, denn wir sollen zwei Tage hier bleiben. Aber am Abend erfahren wir, daß wir in die Gesechsklinie zurückkehren müssen, um das 31. Infanterieregiment abzulösen, auch recht. Wir bekommen Wein und Schnaps, und um 11 Uhr abends ist Abmarsch.

21. September. Der Regen hört seit zehn Tagen nicht mehr auf. Die Nacht ist rau und schwarz, die Straßen sind voll Wasser. Wir marschieren so bis 5 Uhr morgens, ohne Aufenthalt, endlich fünf Minuten Rast, und wir kommen auf einen Waldweg. Flüssiger Schmutz bis zu den Waden. Wir stellen im großen und ganzen nur einen Schmutzhaufen dar, und wir besetzen die vom 31. Infanterieregiment hergestellten Schützengräben. Wir sind kaum 300 Meter vom Feinde entfernt. Wenn sich ein Dummpfopf aufstellt und sich zeigt, wird sofort ein Granatbengel einhaken und kein Mensch mehr aus den Schützengräben herauskommen. Ich habe Nachtposten, und man hört die Deutschen nebenan sprechen.

Die Behandlung deutscher Gefangener in Frankreich.

Die Vergiftung der öffentlichen Meinung in Frankreich hatte die eines Kulturvolkes unwürdigen Erzeße bei Kriegsausbruch hervorgeufen; sie war auch schuld, daß die deutschen Gefangenen eine geradezu barbarische Behandlung in Frankreich zu erdulden hatten. Von deutscher Seite wurde darüber amtlich gemeldet:

Daß die Behandlung der deutschen Gefangenen in Frankreich stellenweise geradezu schandbar und menschenunwürdig ist, wird durch die Aussagen des Sanitätsunteroffiziers Frank aus Delbrück bei Köln bekannt, der über die Schweiz aus der Gefangenschaft zurückkehrte und jetzt infolge der grausamen in Frankreich erlittenen Behandlung sich in Freiburg im Valzaretz befindet. In den amtlich zu Protokoll gegebenen Aussagen Franks heißt es:

Ich wurde als Gefangener nach Clermont-Ferrand auf den Artillerieübungsplatz Fun de Dome gebracht. An dem genannten Orte sind etwa 20 Offiziere und 700 Mann als Gefangene untergebracht. Der Übungsplatz liegt 1000 Meter hoch. Die Baracken aus Holz sind sehr zerfallen; Wind und Wetter setzt durch alle Wände. Die Mannschaften und die Unteroffiziere müssen auf dem Steinboden liegen, der mit wenig schlechtem Stroh bedeckt ist. Die Offiziere sind in den schlechtesten Baracken untergebracht. Sie sind verwundet oder krank. Die Krankheit ist wie auch bei den Mannschaften

22. September. Sobald der Morgen graut, rücken die Deutschen vor, und wir eröffnen das Feuer. Es gibt Tote auf beiden Seiten und eine Stunde später sind unsere Kompagnien nach allen Seiten zerstreut. Wir bleiben zwei Züge im Schützengraben, wir sind von den Deutschen umzingelt und es bleibt uns nichts anderes übrig, als uns zu übergeben. Welche traurige Viertelstunde und wie viele bereits gefallen! Wir werden verschont und als Gefangene weggeführt. Die deutschen Offiziere behandeln uns gut. Man pflegt die Wunden meiner Hand und wir bekommen zu essen.

23. September. Wir werden in einer Scheune untergebracht. Man gibt uns ein kleines Stück Brot. Abends werden wir nach Stenay geführt. Nacht auf dem Boden unter dem Dach, ohne Stroh.

24. September. Frühzeitig geht es weg, wir kommen nach Montmédy. Nachmittags Ruhe. Wieder Holzboden.

28. September. Wir reinigen die Straßengräben von Montmédy. Alte Kanonen werden verladen. Es gibt dreimal Brot.

1. Oktober. Nichts Neues, ich bin unter den Kranken.

3. Oktober. Nachts und vormittags im Eisenbahnwagen. Bessere Nahrung, komische Szenen wegen allgemeiner Diarrhöe.

4. Oktober. Immer im Wagen. Gut behandelt. Wir steigen um 4 Uhr nachmittags aus und sind somit 47 Stunden im Viehwagen gewesen.

meist nur durch das rauhe Klima und die außerordentlich schlechte Nahrung herbeigeführt. Die Nahrung wird ohne Unterschied zugestellt, ob die Leute gesund oder krank sind. Die Gefangenen sind außerordentlich heruntergekommen; es herrscht stark die Ruh- und Lungenentzündung. Auf diese Kranken wird keine Rücksicht genommen, sie liegen mit den anderen auf dem Steinboden. Wenn der Arzt auch Lungenentzündung festgestellt hat, bleiben die Kranken doch so lange dort, bis sie eigentlich schon im Sterben liegen, ohne Decken, ohne Mäntel, teilweise ohne Hemd, ohne Rock, ohne Strümpfe oder Stiefel. Verbandzeug ist so gut wie gar nicht vorhanden. Bei vielen Verwundeten stellte sich Knochenfraß und Wundfieber ein. Den Befehl über die Gefangenen führte ein französischer Feldwebel, der früher in einer Straftompagnie Unteroffizier war. Dieser Feldwebel mißhandelte ohne Anlaß einen gefangenen kranken Professor der Rechte, der als Unteroffizier diente, in der grausamsten Weise, ließ ihn ohne Verhör in Einzelhaft sperren und teilte später mit, daß er gestorben sei. Die Gefangenen vermuteten, daß der Unteroffizier erschossen wurde oder infolge der erlittenen Mißhandlungen gestorben war.

Anfang September veröffentlichte ein angesehenes Berliner Blatt folgenden Hilferuf deutscher Kriegsgefangener in Frankreich:

„Ich bitte Sie, öffentlich auf die unglücklichste Robheit hinzuweisen, mit der deutsche Kriegsgefangene zum mindesten in einer Festung Frankreichs behandelt werden. Ich erkläre Ihnen als Arzt, daß kein noch so gesunder Mensch diese Art der Behandlung länger als acht Tage ertragen kann, ohne daran zugrunde zu gehen. Ich kann diese Tatsache so bestimmt aussprechen, weil ich selbst Kriegsgefangener in Brief geschrieben bin.“ Diese Worte bildeten den Kernpunkt der Ausführungen, die Med. Dr. Armin S. Strobel im Verlaufe einer Unterredung aussprach. Daß jene Mitteilungen auf Wahrheit beruhen, ist nicht zu bezweifeln; Dr. Strobel dient mit Namen, Daten und Zeugen.

Er hatte mit seiner Familie in Cleoland (Ohio) zu Besuch gewohnt, war auf die Kriegserklärungen hin sofort nach New York geeilt und hatte sich mit 900 Deutschen und Österreichern dort auf dem Dampfer der Holland-Americalinie „New Amsterdam“ eingeschifft. Die Direktion der Linie erklärte bestimmt, sie habe die Verladung des englischen Konsuls, daß England das Schiff unter keinen Umständen daran hindern würde, mit Passagieren und Ladung seinen Landungsplatz zu erreichen. Alles ging glatt, bis der Kanal erreicht war. Dort herrschte Nebel, und als dieser sich teilte, sah sich der Dampfer dem französischen Kriegsschiffe „La Savon“ gegenüber, das sofort einen Schuß über den Bug des „New Amsterdam“ landete. Die Engländer hatten ihr „Wort“ gegeben und einfach den Franzosen auf den Dampfer gehetzt. Eine Anzahl deutscher Offiziere geriet schleunigst ihre Wäse und warf sie über Bord, in der Hoffnung, auf diese Weise dem Schicksal der Kriegsgefangenschaft zu entgehen. Die einzelnen Stüde wurden aber von französischen Matrosen wieder aus dem Wasser gefischt. Der Dampfer, der Wehl, Bier und eine halbe Million Silber verladen hatte, wurde als Kriegstonterbande erklärt, die französische Fahne neben der holländischen gehißt und das Schiff mit Ladung und Passagieren in den Hafen von Brest gebracht.

Am nächsten Morgen erging der Befehl, die Frauen hätten sich im Speisesaal zu versammeln, die Männer eine halbe Stunde später sich mit kleinem Gepäck zum Verlassen des Schiffes bereit zu halten. Und so geschah es auch; eine Stunde später befanden sich 900 Österreicher und Deutsche — Männer im Alter von 16 bis 68 Jahren — auf dem Wege zur Festung Croisson bei Brest, ohne ihre Frauen wiedergehen zu haben. Ein Pole, der kein Französisch verstand, wollte durchaus umkehren, um seine Habseligkeiten zu sichern. Ein Offizier streckte ihn durch vier Revolvergeschüsse nieder und befahl dann einem Soldaten, den sich am Boden Windenden durch einen Gewehrschuß vollends zu töten. Der Weg war steil, dauerte etwa zweieinhalb Stunden und wurde im schärftsten Eilmarsch zurückgelegt. Unter den Gefangenen befand sich auch ein Geistlicher aus Emden, ein alter, sehr fortpulenter Herr, der nicht marschieren konnte. Zwei Kriegsgefangene stützten und trugen schließlich den Geistlichen. Als es dann nicht mehr ging, baten sie den kommandierenden Offizier um Nachsicht für den Bedauernswerten; der Bescheid war eine unflätige Erwiderung. Der alte Herr brach zusammen; seine Leidensgenossen, die ihn aufheben wollten, wurden mit dem Bajonett zurückgetrieben.

Endlich kam man in Croisson ankommen; und nun begann erst recht die Leidenszeit. In bombensicheren Kasematten, deren jede laut Aufschrift für 41 Mann berechnet war, wurden je 66 Gefangene untergebracht. Als Lager war auf dem Steinboden Stroh ausgebreitet. Es war stockfinster im Raum, denn die zwei einen Meter hohen und dreiviertel Meter breiten Fenster waren mit breiten Eisenbahnschienen betarnt „vergittert“, daß durch die Luft noch als Ritzen übrigbleibenden Öffnungen weder Licht noch Wind dringen

konnte. Dieser Mangel an Luft war das Grausamste von allem. Es kam bald so weit, daß je zehn Mann abwechselnd an die Fenster traten, um ein wenig leichter atmen zu können, um dann bald von den nächsten zehn abgelöst zu werden.

Unter anderen waren wir 26 Offiziere und sechs Ärzte.

Den Offizieren und Ärzten gelang es durch andauerndes Beschwören, in ein anderes Quartier entlassen zu werden, und zwar in das Staatsgefängnis von Brest. Hier war es viel besser. Wir waren acht in einer Zelle, bekamen ein großes Faß voll eßbarer Suppe mit Fleischbroden darin, die wir uns allerdings mit den Fingern herausfischen mußten.

Die Ärzte wurden später gänzlich entlassen. So bin ich nach Berlin zurückgekehrt. Vor unserer Abfahrt hatte der Dampfer „Potsdam“ mit 1600 Deutschen und Österreichern New York verlassen, und nach uns der Dampfer „Noordam“ mit 1500 Mann. Beide Dampfer sind gleichfalls abgekehrt worden, so daß im ganzen 4000 Deutsche und Österreicher in Gefangenschaft schmachten, die ihrer Vaterlandspflicht hatten genügen wollen.

Soweit der deutsche Arzt, dessen Bericht gewiß nicht angezweifelt werden kann. Daß es den Kriegsgefangenen nicht besser erging wie den gefangenen Zivilisten, hat sich erst später herausgestellt. Eine sehr interessante und lebendige Schilderung seiner Erlebnisse veröffentlichte der Direktor des Deutschen Theaters in Düsseldorf, A. R. Kames, der als freiwilliger Automobilist in Reims, nachdem dieses von deutschen Truppen wieder geräumt worden war, von den Franzosen gefangen wurde. Er erzählt unter anderem:

„Darf ich Erzellen um einen Ausweis bitten?“ Auf ein Notizbuch schreibt mir der nimmermüde Leiter des Sanitätswesens mit Bleistift das Gemünte: Herr Direktor Kames ist beauftragt, aus Reims Berwundete nach Laon zu befördern. Laon, 12. September. v. Lindquist.

Kein Aufenthalt; es ist schon Spätnachmittag! Ein Händedruck, ein militärischer Gruß. Der noch heiße Motor, der schon eine Sechsstundenfahrt ohne Pause hinter sich hat, wird angeworfen und durch die gewundenen engen Straßen Laons, die vollgepropt mit deutschem Militär sind, geht es langsam den Berg hinunter zum Bahnhof. Schnell ein Staatstelegramm, eine Bitte um Entsendung weiterer Autos; vielleicht macht der taktische Rückzug einen beschleunigteren Abtransport aus Laon notwendig.

Wir gewinnen die fast schnurgerade Straße nach Reims, die heute leer von Truppen ist. Entgegenkommende Autos winken uns, wir haben keine Zeit abzuwarten; die Dämmerung kommt schon herauf; ein eisiger, böiger Regen durchspritzt uns an den Seiten hinter der Schutzscheibe; kaum sieht man noch etwas vom Wege; eine graue Gestalt vor uns winnt und ruft; wir halten an; ein deutsches Militärauto sitzt fest im Straßengraben. Zu viele mußten schon verlassen werden, also angepöppelt und mit vermindelter Geschwindigkeit ins nächste Dorf. Wir verlieren allzu kostbare Zeit; ein Bauernwagen mit zwei kräftigen Pferden wird angehalten und muß das verunglückte Auto ins Schlepptau nehmen. Wir rasen weiter. Es wird immer dunkler; die Laternen haben kein Wasser. Scharf um eine Ecke geht es in ein Dorf hinein. Niemand ist auf der Straße zu sehen. Wir klopfen schreckensbleiche Menschen aus den wohlverwahrten Häusern. Mit schußfertigen Revolver, in scharfer Aufmerksamkeit auf jedes verdächtige Geräusch, fordern wir Wasser. Unter Be-



Ein deutscher Verwundetentransport in Feindesland.

darf ist schnell bedeckt. Weiter! Der Chauffeur bekommt einen Furchtanfall, er behauptet, Schüsse gehört zu haben. — Blödsinnig tommt's. — Kein Ruf! Kurze, scharfe Knalle. Vielleicht waren es deutsche Posten. Die Rote-Kreuz-Flagge schlappet vor Kässe und ist kaum sichtbar. Da hilft nichts als vorwärts! Eine kleine Anhöhe verbirgt uns jede Aussicht auf den Horizont. Wir sind oben und sehen rechts und links in ziemlicher Entfernung mächtige Feuerturme, die den Himmel rot färben, vielleicht brennende Häuser, vielleicht riesige Stiwats. Ein unheilvolles Pfeifen und Säulen über dem Wagen; scharf müssen wir den abgeplitterten Ästen ausweichen. Ein fernes Knattern von Maschinengewehren. Werden wir beschossen? Wir wissen es nicht, nur weiter, weiter! Gott sei Dank! Schon senket die Stadt ihre ersten Häuser aus, an denen wir mit laudender Auspuffklappe vorbeifahren — Reims. Ich muß mich auf den Weg begeben; zu kurz war ich vor zwei Tagen in der Stadt, und die Dunkelheit verändert alles. Wir fahren langsamer — vor uns Radfahrer, feldgraue Uniformen, Kameraden.

„Hallo, sind die Deutschen noch hier?“

„Wir wissen's nicht! Versprengt aus dem Gefecht. Müßten Quartier haben! Wist Ihr Versteck?“

Die Soldaten schließen sich in enger Kolonne ans Auto an. Drei Verwundete werden hinein gehoben. Ein Zivilist, der einzige auf der Straße, wird gefaßt und muß uns den Weg weisen. Er spricht gut Deutsch und behauptet, die Deutschen hätten die Stadt verlassen, wahrscheinlich seien die Franzosen schon eingerückt.

Inmitten des Feindes in Reims.

Ist das glaubhaft? Wer weiß? Jedenfalls den Revolver fester gepackt und Achtung, daß der Mann uns nicht verschleppt! Die Kommandantur ist verlassen, auch im Lion d'or ist kein Deutscher mehr. Halb bange, halb höhnische Gesichter. Der Platz vor der Kathedrale ist leer von deutschen Wagen; Jeanne d'Arc scheint den Arm mit der Fahne höher zu heben im ungewissen Lichte. Ein furchtbares Schweigen lastet über der Stadt, nur das gleichmäßige Geräusch des niederrauschenden Regens, die erschöpften Atemflöße der Soldaten und das Bohren des Motors ist zu hören. „Wir müssen Quartier haben oder gehen taputt!“

Also vorwärts zum bekannten Lazarett im Lycée des Garçons. Das Rote Kreuz muß die Aufnahme der Gesunden verweigern. Ich erzwingte mir den Durch-

gang zu einem verwundeten deutschen Hauptmann; er autorisiert mich, für die Leute zu sorgen. Ein waarerer Unteroffizier stellt sich mir zur Verfügung. Zurück zum Bahnhof — dort war mir auf dem Wege eine verlassene Warte Halle in den Anlagen aufgefallen. Sie wird erbrochen, und endlich habe ich die Kerls trocken unter Dach und Fach. Wie die Fliegen sinken die übermüdeten hin. Den Zivilisten lasse ich in ihre Mitte nehmen; er muß die Nacht in der Gefangenschaft dieses Häufleins verbringen, damit er es nicht verrate. In eine weiße Wollbede gehüllt, die meine leichte Sommerkleidung notdürftig vor dem strömenden Regen schützt, gebe ich Anordnungen, die die Leute erkennen mich, den Privatmann, willig als ihren Führer an und sind wie die Kinder dankbar. Ich bestimme einen Platzkommandanten und lasse wechselnde Posten, orientiere sie über die Rückzugslinie nach Laon und rate ihnen, den nahen Bahnhof als den wichtigsten Punkt sofort zu besetzen, falls die Deutschen wieder einrücken. Dann zurück zum Lazarett! Der mächtige Suppentessel, für Franzosen bestimmt, wird mit sanfter Gewalt vom Herde requiriert, Suppenteller, Brote und Wein zum ins Auto verfrachtet und den Kameraden Speise und Trant gebracht. Groß ist die Verjuchung, die nutzlose Munition der Verwundeten mitzunehmen, aber die Neutralität des Roten Kreuzes muß im eigenen Interesse geachtet werden.

Das Häuflein hat sich vermehrt. Tollkühne Kerls sind durch einen Sprung in den Kanal, durch Aufbrechen eines Gatters im Schwimmen der Gefangenschaft der Franzosen entwischt. Nach der warmen Suppe wollen sie los, ihre Kameraden zu befreien. Doch das ist ein zu wahnsinniges Unternehmen, macht sich doch auch fast sofort die Reaktion wieder geltend. Zwei Wagen voll Verwundeter warten auf mich. Ich bringe sie ins Lazarett, lade sie aus und bringe sie ins Bett mit Hilfe eines freiwilligen Krankenpflegers, eines katholischen Kaplans aus Hamborn, der freiwillig beim Abzug der Deutschen blieb, die zurückgebliebenen Verwundeten zu pflegen. Über eine Stunde sollten die notwendigsten Verbände; ein Typhuskranker muß isoliert werden. Mit eiligen, zitternden Händen, entleertem Magen, nüchtern schon den ganzen Tag, wird die notwendige Hilfe gependelt. Ich muß ja noch diese Nacht mit den heißen verwundeten Offizieren durch; morgen ist es vielleicht zu spät! Was für prächtige Menschen sind diese beiden Männer; sie dem Vaterlande, uns zu erhalten, ist der einzige Gedanke. Die anderen Kameraden, sie müssen verlassen werden; ihre Verwundungen sind zwar leichterer Natur, aber ihre Verbände sind nicht mehr genügend für den Transport zu machen.

Aber die Aufregung, die Aussicht auf Rettung hat die Nerven der Kranken zu sehr angegriffen; es wäre Mord, noch in der Nacht die Fahrt zu wagen. Angezogen wirst man sich aufs Bett, man ist zu müde fast, mit einigen Nichtsohnsenen den mühenden Hunger notdürftig zu stillen. Um 4 Uhr kommt ein Soldat mit der Nachricht, daß das Häuflein glücklich den Rückzug auf Laon angetreten hat.

G e f a n g e n e n .

Um 5 Uhr ist der Leutnant, Beigeordneter einer niederrheinischen Stadt, glücklich in den mit Stroh und

Decken zum Lager eingerichteten Wagen untergebracht, da kommen Leute des Hospitals und rufen:

„Es ist verboten, das Lazarett zu verlassen! Die Franzosen sind schon eingezogen!“

Böhmisch und frohlockend klingen die Worte. Kurzer Kriegsrat. Egal, wir wollen's trotzdem versuchen! Hinauf zum Hauptmann! Ein Blick durchs Fenster — verflucht! Da stehen beim Auto zwei Sanitätsoldaten und mein Chauffeur mit aufgehobenen Armen vor einem Haufen von Rothosen.

Madame Sartor, die Vorsteherin des Lazarett, kam aufgeregt und bat, ihr unsere Waffen anzuvertrauen. Ich begleitete sie in die Krankenäle und entwarf die neuangekommenen Verwundeten, um jede Gelegenheit zu Böswilligkeiten und Unbesonnenheiten zu nehmen. Dann begann ein Kreuzweg von Verhören, den wir mit Zähneknirschen ertragen mußten.

Wir bekommen nichts mehr zu essen, die frühere feile Servilität wird zum unverschämten Ahseljuden. Endlich gelingt es uns, durch Madame Sartor einen jungen Heilsarmeeoldaten für unsere notwendigen Besorgungen zu erhalten. Der wadere Unteroffizier richtet uns ein köstliches Mahl. Für unsere verwundeten Soldaten wird endlich durch Vermittlung der Madame Sartor gesorgt. Der Tabak fängt empfindlich an zu mangeln; eine Zigarre geht von Mund zu Mund wie eine indiansische Friedenspfeife und muß für vier herhalten. Morgen müssen ja die Deutschen wieder da sein, und dann werden wir uns entschädigen!

Käme nur endlich ein Arzt! Bei Wumme soll ein deutscher Mediziner sein. Ich bitte, ihn holen zu dürfen; man verwehrt es mir; ich protestiere unter Berufung auf die Genfer Konvention; ein Ahseljuden ist die Antwort.

Das Bombardement.

Kanonendonner von fern! Ich wage einen Blick aus dem Vorderfenster. Trifoloren überall; auch bei uns werden neben dem Roten Kreuz zwei gehißt, die es fast deden. Schwere französische Artillerie kommt im regellosen Zug durch die Straße. Die Mannschaft sieht nicht sehr siegesgewiß aus. Ihr Erfolg kann also kein großer gewesen sein. Auch die Leute auf der Straße zeigen mehr als bedrückte Gesichter. Ein deutscher Flieger erscheint in majestätischem Fluge über der Stadt.

Ein tolles Feuer wird hörbar. Vor der Kathedrale soll der Geschützpark aufgefahren sein. Die Franzosen fürchten für ihr schönes Gebäude, wir für die Hunderte von deutschen Verwundeten, die dort ein erbärmliches Lager gefunden haben.

Der Kanonendonner kommt näher und wird stärker. Plötzlich wird uns unser Sanitätsunteroffizier genommen; man will einen Dietrich bei ihm gefunden haben; es ist der vorrührtsmäßige Konservenbüchsenöffner. Die Aufklärung nützt nichts; bis tief in den Abend ein anhaltendes Donnern der Geschütze. Und doch umfängt den müden Körper ein traumloser Schlaf, aus den ihn wieder die Kanonen wecken. Dem Lazarett gegenüber wird ein Beobachtungsposten auf einer Kirche eingerichtet; Zivilisten klettern aufs Dach und suchen unter

dem Schuß der halbverdeckten Kreuzfahne die deutschen Stellungen. Ich gehe ins andere Haus zu unseren Verwundeten, um sie zu beruhigen, und muß eine offene Brücke im zweiten Stockwerk überschreiten. Kaum zwei Meter von mir saust eine Granate herunter und freipiert in der Erde, ohne viel Schaden anzurichten; doch ist es ein Wunder, daß mich nicht Stücke treffen. Wir müssen alle hinunter in den Keller, eine übermäßig schwere Arbeit mit all den Verwundeten, und sitzen und liegen nun im feuchten Loch.

Nach zeter über die Barbarei der Deutschen, die die Kathedrale beschießen; über den Krieg, den „Guillaume“ oder mindestens „le Kronprinz“ heraufbeschworen. Plötzlich ist auch ein Arzt vorhanden. Das Bombardement läßt nach, alles wird wieder hinauf in die Säle geschafft. Die Mienen werden wirklich menschlich unfreundlicher, doch der Arzt untersucht zum erstenmal die Verwundeten und verspricht die notwendige Hilfe. Er arbeitet genau und fähig.

Ich will zu fliehen versuchen. Die Deutschen können nicht weit sein. Nur kalte Ruhe scheint nötig. Mein schöner 60-PS-Mercedes steht noch im Hof. Die Rote-Kreuz-Flagge ist herabgerissen, und mir fehlt der Chauffeur. Also geht zu Fuß durch die Fronten! Nur muß vorher der Wagen unbrauchbar gemacht werden. Keine Möglichkeit, unbemerkt an ihn heranzukommen! Als einziges gelingt mir, die Verbindung zwischen Drudpumpe und Benzintank zu zerstören. Vielleicht macht es den Herren Franzosen jetzt doch Mühe, mit dem Wagen lange spazieren zu fahen.

Ich kann nicht aus dem Lycée heraus, man scheint meine Absicht bemerkt zu haben und beobachtet mich scharf. Ich hatte wohl zu unvorsichtig die Nachrichten der Verwundeten an ihre Angehörigen eingesammelt, deren Beforgung einen gefährlichen Fluchtversuch schon lohnte. — Träge schleicht der Tag hin; andauernd der Donner der Geschütze bald nahe, bald ferner. Es ist schrecklich, da zu sitzen, warten zu müssen und nichts zu wissen. Man muß sich fast Gewalt antun, vor den Verwundeten guten Mutes zu bleiben. Es mangelt uns an Verbandstoff, an den nötigsten Mitteln der inneren und äußeren Behandlung. Unermüdlisch ist der gute Kaplan tätig in der Pflege und im guten Zuspruch. Das Auto wird geholt; mit verbißener Wut sehe ich es durch das weit geöffnete Tor rollen. Ich höre ein Stöh-



Deutsche Gefangene werden von algerischen Schützen abgeführt.

nen hinter mir. Ein Verwundeter, ein Chauffeur, ein munterer, gewedter Junge, sieht es, mit Tränen in den Augen, verschwinden und tastet tröstlich und tröstgebend nach meiner Hand. — Die Nacht ist eifrig kalt und bringt wirre, beängstigende Träume.

Der Abschied und die Gefahr.

Der Morgen des 15. September zeigte uns ein recht unfreudliches Gesicht. Die schlecht verbrachte Nacht rächte sich. Viele Verwundeten klagten über Kälte und Schmerzen. Draußen rauchte wieder der Regen, und ließ nur fern mehr vereinzelte Kanonenschüsse hören. Man versicherte uns, die französischen Verwundeten hätten bereits allen Kaffee ausgetrunken, und Verbandstoff sei überhaupt keiner mehr zu haben. Der „L'Éclair de l'Est“ lag plötzlich auf unserem Tisch. Verdamnte Zeitungslettern!

Allgemeiner Rückzug der deutschen Truppen, die ihre Waffen und ihre Munition zurückgelassen. — Die belgische Offensivestärke erneuert mit größter Stärke ein. — Die Russen sind in Polen und Breslau; sie haben 120.000 Esterreicher gefangen. — Die Serben haben Semlin eingenommen.“

„Wid packt eine sinnlose Mut. „Das ist Lüge, Lüge, Lüge!“ Ichrie ich, wie wahnsinnig, „o ihr verdammten Lügner!“

Jetzt kommen aufgeblasene Leute: „Fertig machen, toute de suite, abfahren!“ war der Befehl an den Kaplan und an mich. Das war wie ein Bluturteil, das Herz stockte uns. Nicht unserwegen, wie war es uns gleich, was uns geschah, wenn ein Fünftel von dem wahr war, was da stand, aber wie, wie nur konnten wir diese beiden Männer verlassen, da in ihren Matratzenkräften, deren Zustand sich täglich verschlechtert hatte, und die uns Freunde, Brüder geworden waren in den wenigen Tagen, die zurückbleiben sollten, mußten.

Heute war der Geburtstag des einen, und noch am Morgen hatte der Hauptmann mit wehem Humor und vieler Mühe ein Blättchen gezeichnet mit einem Lorbeerkranz und einem friedlichen Heden Land darauf, und sich selbst als „Armer Lazarus II.“ unterschrieben. Wir zwei hatten es mühsam verliert, ihm, der sich trampfhaft aufrecht hielt, es gleich zu tun. Jetzt brach der starke, tapfere Mann zusammen; fast durch seine Wunde schon dem Tode oder sittem Siedtum geweiht, zurückbleibend mit einem Lebensgenossen und dem hundetreuen Burischen, für den ihm die Verantwortung am Herzen nagte, in einer Stadt, die vor der Zerstörung durch seine Freunde stand, das war zu viel für ihn, der Übermenschliches ertrug, um der Mutter, der Braut mit allen Fibern sein Leben zu erhalten. Der Kaplan und ich, wir mußten uns gegenseitig halten, nicht durch den fast unabwendbaren Aufwall unserer Mut das Leben aller unserer Verwundeten zu gefährden.

Wir wurden in ein Auto des „Croix rouge“ gesetzt und zum Bahnhof geschafft. Mit allen anderen deutschen Verwundeten; nur noch den Typhustranken überließ man seinem Schicksal.

Es war eine ärmtliche Prozession von Gefangenen, die die Franzosen da erwisch hatten, die in dem Bahnhof auf den Bahnsteig humpelte; Verwundete, sich gegenseitig ihre zerfallenen Glieder stützend; hin und wieder sprang eine mitleidige Rothose zur Hilfe bei. Genau wurde alles durchsucht, wieselfach den Leuten das Geld genommen, immer die wenige Wäsche, der Fernstecher, die Taschenlampen, die kleinen Messer. Argwöhnische Augen trafen mich forschend, beäugelten meine Binde, deren Stempel der Regen ausgewaschen hat, ich begegne ihnen kalt. Pflöckig höre ich einen Befehl. Zwei Mann mit aufgepflanztem Bajonett treten neben mich. Mir raucht es in den Ohren. — Spion! — Ich

soff kühlert werden? — Nein, ach was! — Ein erregter Disput des Kaplans mit dem Leutnant. — Komisch, ich verstehe nichts mehr. — Das ist doch keine Angst? Nein, wie so denn? — Zuführt werden? — Es ist sehr kalt auf offenen Bahnsteigen. — Ich weiß nicht, aber plötzlich sind die beiden Soldaten vor mir am Ausfad des Kaplans, den er ihnen mit erregten Worten hinaß. — Dann füge ich in einem Coupé dritter Klasse, mit verwundeten Franzosen zusammengepackt, die mich anstarren wie ein wildes Tier; über eine halbhohe Wand höre ich die Stimme des Freundes, der mit den Leuten eine Unterhaltung anzuhängen versucht. Ich weiß eigentlich nichts, was um mich vorgeht, aber der Befehl zu meiner Erziehung war schon gegeben gewesen.

Reise ins südliche Frankreich.

Der Zug fährt. Ich darf mich kaum in meinem Coupé rühren, in keine Verbindung treten mit dem Freund. Zwei Soldaten mit aufgepflanzten Seitengewehren bewachen scharf jede unserer Bewegungen. Sie schauen mich an, und ich starre sie an — dies Spiel dauert einige Zeit. Dann fragt mich der eine, ob ich französisch spreche, und sichtlich befriedigt von meiner Antwort, überschüttet er mich mit einem Schwall von Fragen: „Warum habt Ihr den Krieg gemollt? Ist Euer Kaiser verrückt? Brennt Berlin wirklich und ist Liebknecht tot? Gehört Bayern noch zum Reich? Aber Württemberg ist abgefallen!“ Ich versuchte ihm klar zu machen, daß das alles Lügen sind, daß England der wirklich Schuldige am Kriege sei. Eine barocke Stimme im Nebencoupé gebietet mir Schweigen. Ich betrachte meine anderen Mitreisenden, leichter verwundete französische Soldaten, die sich eine Zigarette nach der anderen drehen oder ein schmuggiges Stück Brot fauen. Die Verbände sind sehr schlecht; aus einem tropp der Eiter auf den Boden. Die Montur ist furchbar zerlumpt und beschmutzt. Ich habe noch ein Verbandtäschchen bei mir und mache einem der Kerle einen neuen Verband; nebenan tat der Kaplan dasselbe Liebeswerk. Die Gefächter werden etwas freundlicher; wir machen ihnen klar, daß wir keine Gefangenen seien, sondern freiwillige Mitglieder des Roten Kreuzes; ich darf mit meinem Freund sprechen, sogar in sein Abteil gehen.

Der Zug fährt durch eine reiche wellige Gegend, der man nicht ansieht, daß der Krieg über sie hinweggegangen ist. An den Stationen staut sich das Volk vor unserem Abteil, zerklüftet die Fenster und überschüttet uns mit den gemeinsten Drohungen und Beschimpfungen. Zum erstenmal höre ich die Worte, die unsere ganze Reise begleiteten sollten: Schimpfworte auf Kaiser und Kronprinzen, und den alten Franzosenruf: „An die Laterne mit den schmutzigen Deutschen!“ Den Landsleuten wird Obst, Brot, Schokolade, Wein und Tabak in wahlloser Menge hineingeworfen; wir bekommen nichts, ein wenig Schokolade und ein Schluck Kognak, den der Kaplan glücklich vor den gierigen Händen seiner Hächer verborgen hatte, muß uns aufrecht erhalten. Wie lange wird die Fahrt dauern; wo führt sie hin? Die Nacht bricht herein. Eine Wegmarke zeigt, daß wir kaum 30 Kilometer von Paris entfernt sind. Es wird immer schlimmer. Die Leute verrichten die Bedürfnisse ihrer verdorbenen Magen einfach ins Abteil. Der erste Dunst mißt sich mit Bewerungsgeschrei und Brandschwaden, der von draußen kommt. Wir fahren durch ein ausgebranntes Dorf.

Waren die Deutschen schon so nahe Paris? Und wie steht es jetzt mit ihnen? Wir wissen es nicht. Ich ziehe die Füße in Kniestellung auf die Bank und in diesem Hocken verbringe ich die eifrig tatte Nacht, ohne den Schutz einer Decke oder eines Mantels, ohne die Möglichkeit, den übermüdeten Körper ein wenig zu strecken, den Wagen geschürt vor Etel. Dabei immer

der nagende, schmerzvolle Gedanke an die zurückgebliebenen Freunde in Reims. Es ist fürchtbar!

Am Morgen passieren wir Meaux. Gleich darauf muß unser Zug stundenlang warten, um große Kolonnen Engländer in tadelloser Ausrichtung vorbeizulassen. Das Gewehr mit dem Kolben über die von Gummimänteln geschützten Schultern ziehen die „Bisquits“ Schritt auf Schritt in musterhafter Ordnung an uns vorüber, dann kommt Kavallerie auf prächtigen Pferden, Feldartillerie mit blinkenden Geschützen, Train mit mächtigen Autobussen aus allen Teilen Englands. Das an die Verlotterung französischen Militärs schon gewohnte Auge muß staunen. Wir sitzen stumm in unserem Abteil, Frost und Magenträmpfe schütteln unsere Glieder. Wie mag es den Verwundeten dort in den offenen Viehwagen gehen? Wir dürfen nicht zu ihnen, um Trost und geringe Hilfe zu spenden.

Am Nachmittag kommen wir nach Epernay, volle 24 Stunden haben wir für eine Strecke gebraucht, die sonst in direkter Verbindung in einer halben Stunde zurückzulegen ist.

In der zweiten Nacht fahren wir im Bogen um Paris. Eine ungeheure Vichistul lagert über der gefährdeten Stadt; unzählige mächtige Scheinwerfer leuchten rastlos den Himmel ab. Höchstegeizigste Angst und Belorgnis lastet auf allen Gesichtern. Hier den Namen „Zeppelin“ nur auszusprechen, würde sicherer Tod sein. In einem Faubourg macht der Zug Raft. Es finden sich einige katholische Geistliche in Soldatenuniform, die sich unserer etwas annehmen, uns ein wenig warmen Tee, einige Zigaretten geben. Immer wieder wird an uns die gleiche Frage gestellt: „Warum führt Ihr diesen Krieg? Habt Ihr nicht auch Weiber und Kinder?“ So wenig kennt das französische Volk die Wahrheit.

Die Nacht vergeht und wieder kommt ein gleicher Tag, Orleans, Tours. Immer Drohungen, die gleichen Beschimpfungen. Der Bahnstich ist sehr stark im südlichen Frankreich; man fürchtet wohl nicht mit Unrecht antimilitaristische Attentate. Wieder bedarf es einer bis an die Zähne bewaffneten Eskorte, um uns zum Abort zu führen. Keine Möglichkeit, auch nur die Hände zu waschen. In Orleans will ein Militärgerichte mir in meinen aus einer Konvaleszenzbüchse hergestellten Becher warmen Tee füllen, ein Weib, Dame des Roten Kreuzes, schlägt ihn mir aus der Hand unter dem Hohngeächter der Menge. Die dritte Nacht beginnt. Limoges, irgendwo im Süden Frankreichs, soll unsere Endstation sein. Der schöne Traum von einer Auslieferung in die Schweiz ist längst begraben; unsere Karten sind uns genommen worden. Um 4 Uhr langen wir an. Unseren allzu beschneidenden Wünschen scheint die Aufnahme im Croix rouge des Bahnhofes herrlich; wir dürfen uns waschen, bekommen eine Tasse halbwarme Suppe. Die deutschen Verwundeten werden in großen Leiterwagen fortgeschafft. So elend sehen die armen Kameraden aus, daß einem das Herz brennt. Wir müssen warten. Zwei deutsche gefangene Offiziere, ein Feldunterarzt, zwei deutsche Sanitäter werden uns zugeellt. Sie berichten von ihren Leiden.

Die „Grande Nation“.

Die fünf Menschen zusammengepackt mit drei schwerverwundeten deutschen Offizieren, einem starckrankefranken Leutnant in wilden Fieberdelirien machen den drei Tage und drei Nächte langen Transport zusammen, halb angekleidet, ohne Stroh und ohne Decken. Die Begleitmannschaft im Nebenabteil lärmt und läßt es sich gut sein; nichts fällt für die Verwundeten ab, die hungern und dürsten müssen. Ein Starckrankefranker und 80 Stunden kein Tropfen Flüssigkeit! Die Soldaten spuden über die halbhoßen Wände und beweisen ihre gute Laune in wohlgezielten Kolbenstößen. An den Stationen reifen sie die Fenster auf

und rufen der harrenden Menge zu: „Das sind die deutschen Offiziere, die in Chateau-Thierry eure Frauen geschändet und den Mädchen die Brüste abgeschnitten haben!“ Der gebildete Mob auf dem Bahnsteig reißt die Türen auf und schmeißt in unflätigsten Beschimpfungen und wildem Spucken. Man versucht die Hilflosen aus dem Abteil zu zerren, reißt ihnen die Verbände ab; erst die Abfahrt des Zuges legt den Roheiten ein Ziel.

Ein Major verlangt den Helm eines Leutnants als „Souvenir“. Er wird ihm verweigert. Er verweist dem Verwundeten einen Faustschlag ins Gesicht, daß die Kopfwunde platzt.

Aus den offenen Viehwagen der deutschen Verwundeten wird das wenige Stroh herausgerissen. Die Bedürfnisse müssen im Wagen verrichtet werden. Keine Nahrung, kein Trunt, außer einigen Broten und ein wenig Kaffee, den Engländer reichen. Franzosen reißen das Brot heraus, beschmierern es mit Kot und werfen es dann den Deutschen wieder zu.

Ein Mann mit Kopfschuß soll einen französischen Verwundeten böswillig gestochen haben. Ist das möglich? Er wäre doch längst in Stücke gerissen! Er soll erschossen werden. Es gelingt mir, den Arzt zu überzeugen, daß der Mann verrückt sein muß. Das rettet ihm kein Leben.

Ein verwundeter Offizier hat noch gerade die Kraft, das Bajonett eines Juavens beiseite zu stoßen; sein schwerverwundeter Begleiter wird von den stiehenden Franzosen mehrfach durchbohrt.

Ein französischer Soldat unserer Begleitmannschaft erklärt mir lachend, wie leicht er Dumdumgeschosse für die Deutschen durch Eisenbänne herstellt.

Der tote Starckrankefranke bleibt über zwei Tage zwischen den anderen liegen trotz aller Verwahrung; man wartet, bis auch die anderen sterben. Ein Oberarzt wird trotz der roten-Kreuz-Flagge von Chateaus d'Arrique im Felde in seinem Auto gefangen genommen. Er muß zwei Tage im strömenden Regen neben den Pferden der Genbarmen herlaufen. Briefe seiner Braut werden hohnlächelnd verbrannt. Er sieht abgedeckte Scheunen, wo verwundete Deutsche tagelang ohne Pflege und Nahrung auf faulendem Stroh im strömenden Regen liegen. Man verbietet ihm jede Hilfeleistung.

In das Feldlazarett eines anderen Arztes, einer Kirche, schlagen die Granaten ein. Feber, der es zu verlassen sucht, wird von den französischen Posten erschossen.

Ein Apotheker in Limoges geht durch das Lazarett und erzählt den Verwundeten, die keine Nachricht aus der Heimat haben, die Deutschen seien in voller Flucht über den Rhein, Köln werde bombardiert, Versailles stehe in Flammen, die Russen verwißten das ganze Land, der Kronprinz hat Selbstmord begangen.

In der Kaserne Benedictins.

Scharfer Karbolgeruch quoll uns entgegen, als wir unter alten mächtigen Torbogen her über Treppen und Stiegen in die Säle, die für die verwundeten Deutschen bestimmt waren, kamen. Der große neue Transport war schon zum größten Teil in den noch vorhandenen Betten untergebracht. Viele mußten sich mit einem Strohhack auf dem Boden begnügen. Der erste Eindruck des französischen Militär Lazaretts war schlecht. Schmutz und Staub starrte, wohin das Auge traf. Die Betten, in verrosteten Stellen, waren mit einem grauen Laken bezogen, eine Art Pferdebedeckung diente als Untertuch. Doch hatten wir nicht Zeit, lange Betrachtungen anzustellen. Wir wurden zum Kommandanten zur Aufnahme unserer Personalien befohlen. Wieder ging es über den Kasernenhof, wo halbvergeliebete Jungmannschaft, Wassermernde gehalten und Juavens übten, neugierig umdrängt, be-

fragt und zum Teil beschimpft von den Untätigen. Ein freundlicher elsässischer Dolmetsch nahm uns unter seinem Schutz und hat uns auch später wertvolle Dienste geleistet. Die Franzosen sind gegen die Elsässer im deutschen Heere von größter Freundlichkeit. Sie werden von ihren Kameraden vielfach abgeleitet, bekommen reichlich zu essen und werden in jeder Hinsicht hoffiert. Sie dürfen in angenehmer, unauffälliger Begleitung die Kaserne verlassen und werden in den Kneipen der Stadt oft Gegenstand rührender Begeisterung. Dabei war es uns eine Freude, einmal sagen zu hören: „Ich sage keinem von den Viechern mehr, daß ich aus dem Elsaß bin!“ Doch hat man leider auch von anderen Schlimmes gehört.

Der Kommandant, das Urbild eines altfranzösischen Kanaliers, empfing uns mit vollendeter Höflichkeit. Nachdem wir uns — endlich einmal — gewaschen hatten, gingen wir an unsere Arbeit. Hunderte von Verbänden mußten erneuert, Hunderte von Wunden nachgesehen und gereinigt werden. Welche dankbaren Augen sahen wir, die uns fast die ertragenen Leiden vergessen ließen; die Leichterverwundeten wurden zur Hilfe angestellt; sie lehrten und schrubbeten mit Feuereifer, und gegen Mittag war schon deutsche Ordnung und Sauberkeit in den verwahrlosten Räumen eingeleitet. Hier im Lazarett war die Behandlung gut; aus der Kantine konnte Tabak, Schokolade, Brot erworben werden. Zu Mittag gab es eine fräitige Suppe und Fleisch. Für alle gleich ohne Rücksicht auf die Art der Verletzung.

Wir durften frei umhergehen und wurden nicht belästigt. Am zweiten Tage wurde uns mitgeteilt, daß wir am anderen Tage morgens um 5 Uhr nach der Schweiz abgehoben würden.

Am 20. September, morgens halb 6 Uhr, saßen wir wieder im Zuge, diesmal von freundlichen Genarmen begleitet. Wieder die Böbeleien der Menge auf der Straße; die Genarmen wiesen sie zurück und verhängten auf den Stationen die Fenster. Wir passierten Lyon; in Amberien siedelten wir in die zweite Klasse über; ein letztes Verhör in einem Grenzort, und dann waren wir in der Schweiz.

*

Noch ein weiterer Beitrag für die Kennzeichnung der Behandlung deutscher Gefangener in Frankreich. Ein in Gefangenschaft geratener Soldat erzählt:

Am Sonntag, 23. August, nach der Schlacht bei Mons, erhielt ein Leutnant mit zwei Gruppen den Auftrag, das Regiment einer Nachbargruppe zu suchen. Wir gingen quer durch die Stadt. Unterwegs erhielten wir in einer Allee Schrapnellfeuer, wodurch ein Füsilier leicht verwundet wurde. Nach kurzer Zeit fanden wir das gesuchte Regiment, das auf der Straße nach Raubeuge marschierte. Nachdem durch einen Dragoner Meldung geschickt war, kehrte die Patrouille nach dem Ausgangspunkt zurück, wo wir aber nur die Gefechtsbagage vorfanden. Nach kurzer Zeit machten wir uns auf den Weg, unser eigenes Regiment zu suchen. Ein englisches Postpferd, das wir auf freiem Felde verlassen angebunden fanden, nahmen wir mit. Bei Einbruch der Dunkelheit stießen wir auf eine Dragonerpatrouille, nach deren Aussage sich unser Regiment im Vorgebiet befinden sollte.



Deutsche Artillerie auf dem Wege nach Reims.

Auswahl guter Spiel- und Beschäftigungsbücher

Das Buch der Familienspiele.

Sammlung der am meisten in Übung stehenden Ball-, Fang-, Lauf-, Wurf-, Kegel-, Kugel-, Brett-, Degier-, Gesellschafts-, Karten- und Würfelspiele. Von S. Almann. 20 Bogen. Groß-Ottav. In Farbendruckumschlag kart. K 5.50 = 5 M.

Das Buch der Jugend-Spiele und -Beschäftigungen.

Für Knaben und Mädchen von 3 bis 16 Jahren zur Unterhaltung und Belehrung herausgegeben von Felix Moser. Mit 379 Abbildungen. 28 Bogen. Groß-Ottav. In Originalbd. K 6.60 = 6 M.

Was fangen wir heute an?

Das neueste und beste Unterhaltungsbuch an langen Abenden im Winter und auf Ausflügen im Sommer. Eine Anweisung, kleinere oder größere Gesellschaften durch Spiele, Vorlesungen, Anekdoten, Witze, Einfälle, Gedichte oder durch kleine, leicht auszuführende Kunststücke äußerst angenehm zu unterhalten und zu erheitern. Von Hermann Kestler. Neunte Auflage. 17 Bogen. Ottav. Gebdn. K 2.20 = 2 M.

Der Freund des Damenspiels.

Leitfaden zur Erlernung der wichtigsten Arten des modernen Damenspiels. Von Jean Rufresne. 12 Bogen. Ottav. Gebdn. K 3.50 = 3 M.

Kleines Handbuch des Schachspiels.

Unter Mitwirkung des Schachmeisters Géza von Maróczy. Von Emmerich Szemere. 8 Bogen. Ottav. Gebunden 2 K = M. 1.80.

Das Karambolespiel.

Für angehende Spieler theoretisch-praktisch behandelt. Von Hugo Coppens. Mit 8 Figurentafeln. Zweite Auflage. 8 Bogen. Ottav. Gebdn. K 2.40 = M. 2.25.

Das Billardspiel.

Theoretisch-praktische Anleitung zur Erlernung und zum Verständnis des Billardspiels. Von Dr. M. Eduard. Dritte Auflage. Mit vielen Abbildungen. 5 Bogen. Ottav. Geh. 80 h = 75 Pf. Gebdn. K 1.80 = M. 1.50.

Handbüchlein der Papierfaltkunst. Für Jung und Alt.

Bearbeitet von J. Sperl. Mit 150 Abbildungen. 9 Bogen. Ottav. Geh. K 1.60 = M. 1.50. Gebdn. K 2.50 = M. 2.25.

Illustr. Wiener Carockbuch.

Leitfaden zur Erlernung aller Arten des Carockspiels. Mit einer Sammlung von 33 Problemen und einem Anhang: Carock-Kodez, die Spielregeln enthaltend. Von S. Almann. Zweite Auflage. 12 Bogen. Ottav. Gebdn. K 3.60 = M. 3.25.

Das moderne Carockspiel.

Eine Anleitung zur gründlichen Erlernung desselben nebst zahlreichen erläuternden Beispielen. Von A. Berner. Dritte Auflage. 11 Bogen. Ottav. Geh. K 1.40 = M. 1.20. Gebdn. K 2.40 = M. 2.25.

Illustr. Wiener Piquetbuch.

Leitfaden zur raschen und gründlichen Erlernung des Piquetspiels. Mit zahlreichen Illustrationen, erläuternden Beispielen und einem die Spielregeln enthaltenden Piquet-Kodez. Anhang: Grundzüge des Ecarté. Von S. Almann. 12 Bogen. Ottav. In Originalband K 3.60 = M. 3.25.

Das moderne Skatspiel.

Eine unter Berücksichtigung der allgemeinen deutschen Stat-Ordnung verfaßte Anleitung zur gründlichen Erlernung dieses geistreichen Kartenspiels, nebst zahlreichen erläuternden Beispielen und einem Stat-Carife. Von A. Berner. 8 Bogen. Ottav. Geh. K 1.40 = M. 1.20. Gebdn. K 2.40 = M. 2.25.

Ebersberg, Das edle Whist.

Anleitung zur gründlichen Erlernung aller Arten des Whistspiels. Mit zahlreichen Illustrationen, einer Sammlung von Problemen und einem Anhang: Whist-Kodez, die Spielregeln enthaltend. Achte Auflage. Bearbeitet von S. Almann. 14 Bogen. Ottav. Gebdn. K 3.60 = M. 3.25.

Illustr. Wiener Vannakbuch.

Anleitung zur raschen und gründlichen Erlernung dieses modernen Kartenspiels. Mit zahlreichen Illustrationen und einem Anhang: Die beiden Altvoordern des Vannakspiels. Von S. Almann. 11 Bogen. Ottav. Kart. K 2.20 = 2 M.

Illustr. Wiener Patiencebuch.

Eine Sammlung von 100 der beliebtesten Patiences. Von S. Almann. 2. Auflage. Mit zahlreichen Illustrationen und einem die Kunstausdrücke enthaltenden Anhang. 11 Bogen. Ottav. Gebdn. K 3.50 = 3 M.

Illustr. Wiener Kegelbuch.

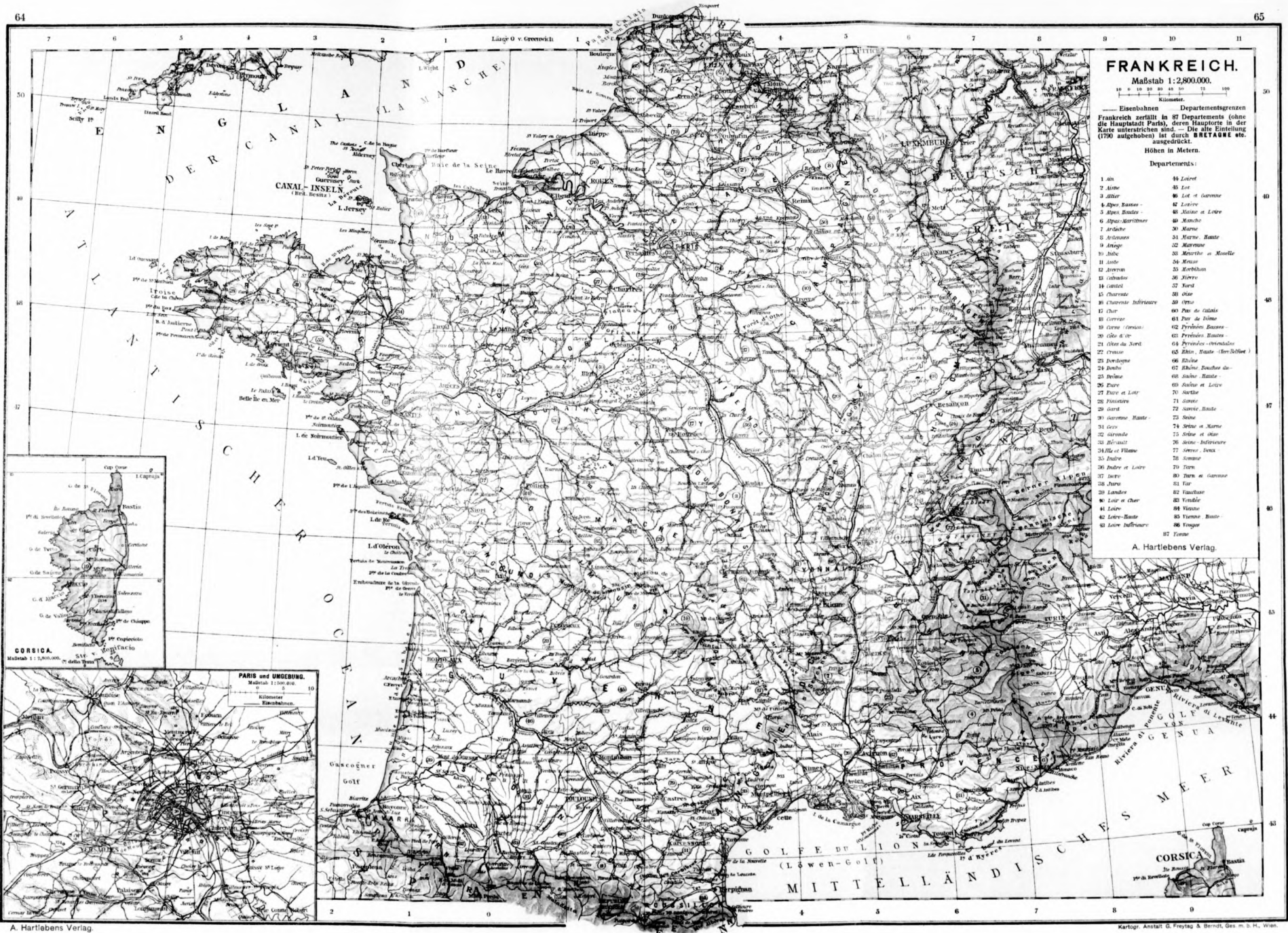
Ausführliche Darlegung des Kegelspiels, mit zweckentsprechenden Illustrationen, einem Vocabularium der technischen Ausdrücke und einem umfassen Kegelreglement. Von S. Almann. 8 Bogen. Ottav. Kart. K 1.65 = M. 1.50.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen aus:



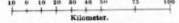
H. Hartleben's Verlag in Wien und Leipzig





FRANKREICH.

Maßstab 1:2.800.000.

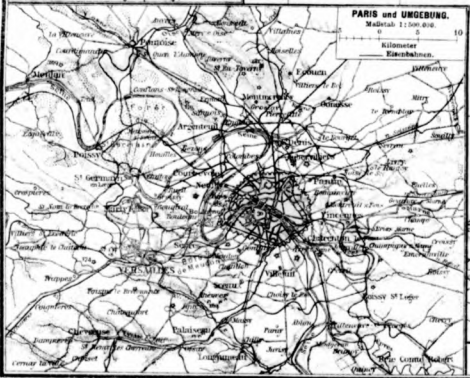


Eisenbahnen Departementsgrenzen
 Frankreich zerfällt in 87 Departements (ohne die Hauptstadt Paris), deren Hauptorte in der Karte unterstrichen sind. Die alte Einteilung (1790 aufgehoben) ist durch BRETAGNE etc. ausgedrückt.

Höhen in Metern.

Departements:	
1 Ain	84 Lozère
2 Aube	85 Lot
3 Allier	86 Lot et Garonne
4 Aube Savoie	87 Lozère
5 Aube Savoie	88 Haute et Loire
6 Alpes-Maritimes	89 Manche
7 Ardèche	90 Mayenne
8 Ariège	91 Haute Saône
9 Aube	92 Savoie
10 Aube	93 Meurthe et Moselle
11 Aube	94 Meuse
12 Aveyron	95 Morbihan
13 Aube	96 Nièvre
14 Cantal	97 Nord
15 Charente	98 Oise
16 Charente Inférieure	99 Orne
17 Cher	100 Pas de Calais
18 Corrèze	101 Puy de Dôme
19 Creuse (Creuse)	102 Pyrénées Basses
20 Côte d'Or	103 Pyrénées Hautes
21 Côte du Nord	104 Pyrénées-Orientales
22 Côte d'Or	105 Rhin (Bas-Rhin)
23 Dordogne	106 Rhône
24 Doubs	107 Rhône Saône et Loire
25 Drôme	108 Saône et Loire
26 Eure	109 Sarthe
27 Finistère	110 Seine
28 Gironde	111 Seine et Marne
29 Haute Savoie	112 Seine et Oise
30 Gers	113 Seine Inférieure
31 Gers	114 Seine et Loire
32 Gers	115 Somme
33 Gers	116 Tarn
34 Gers	117 Tarn et Garonne
35 Gers	118 Var
36 Gers	119 Vendée
37 Gers	120 Vaucluse
38 Gers	121 Vosges
39 Gers	122 Yonne
40 Gers	123 Yonne
41 Gers	124 Yonne
42 Gers	125 Yonne
43 Gers	126 Yonne
44 Gers	127 Yonne
45 Gers	128 Yonne
46 Gers	129 Yonne
47 Gers	130 Yonne
48 Gers	131 Yonne
49 Gers	132 Yonne
50 Gers	133 Yonne
51 Gers	134 Yonne
52 Gers	135 Yonne
53 Gers	136 Yonne
54 Gers	137 Yonne
55 Gers	138 Yonne
56 Gers	139 Yonne
57 Gers	140 Yonne

A. Hartlens Verlag.



Wer die Ereignisse der Gegenwart in ihrem ganzen Umfange verstehen will,
bestelle das Werk:

Der europäische Krieg und der Weltkrieg

Historische Darstellung der Kriegsergebnisse von 1914—15

Von H. Hemberger

Mit vielen Illustrationen, Porträts, Karten und Plänen
Erscheint in etwa 40 Heften, jedes 50 Heller = 40 Pfennig

Vom gleichen Verfasser **Illustrierte Geschichte des
bereits früher erschienen: Balkankrieges 1912—13**

Von H. Hemberger

Mit 513 Abbild., 23 Textkarten u. 2 mehrfarb. großen Karten der Balkanländer. 162 Bogen. Quart
Zwei Bände, jeder 15 Kronen = 12 Mark 50 Pfennig

Die hohe Bedeutung des letzten Balkankrieges nicht nur für die Balkanhalbinsel selbst, sondern auch für ganz Europa und bezüglich der Vorbereitung des jetzigen Weltkrieges kommt in diesem Geschichtswerk zum Ausdruck. Hemberger hat darin eine Kraft der Anschaulichkeit, wie sie sonst ähnlichen Werken nicht innewohnt. Schritt für Schritt ist er mit den Ereignissen gegangen, aber trotz ihrer wirbelnden, sich überlagernden Fülle hat er doch keines übersehen, keines vergessen. Mit der Gewissenhaftigkeit des echten Geschichtsschreibers hat er sie geordnet, aneinandergereiht, so daß man die tieferen Ursachen und die logischen und psychologischen Zusammenhänge begreift, die man im Wirbelsturm der Geschehnisse selbst nie recht zu überblicken vermochte.

Schiffahrt und Seewesen

Darstellung der gesamten praktischen und sportlichen maritimen
Einrichtungen und Verhältnisse der Gegenwart

Von Franz Freiherrn von Cunkl

Mit 342 Abbildungen, 28 Uignetten und 3 Karten

An der Hand einer interessanten, fesselnden Darstellung, begleitet von zahlreichen Abbildungen, Tabellen, Konstruktionsrissen usw. sucht der Verfasser den Leser mit den Elementen der praktischen und der sportmäßig betriebenen Schiffahrt vertraut zu machen.

Hauptzweck dieses flottengeschriebenen und durch zahlreiche instruktive Abbildungen ausgezeichneten Wertes ist, Anteilnahme für die heutzutage so wichtige Schiffahrt in allen Kreisen zu erwecken, das Interesse dafür zu beleben und Anregung zu tieferem Eindringen in die so hochinteressanten und wissenswerten Disziplinen der Nautik zu geben.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen aus:

W W

H. Hartleben's Verlag in Wien und Leipzig

W W